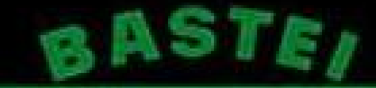
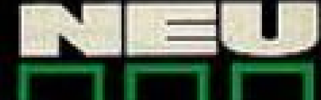
1,80 DM / Band 557
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,–





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Gehetzt, gejagt, getötet

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Gehetzt, gejagt, getötet

John Sinclair Nr. 557

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 07.03.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Gehetzt, gejagt, getötet

Sie war erst zwanzig, hieß Lorna Leyn, hielt eine leere Spritze in der rechten Hand und starrte auf den leblosen Körper des Reporters Bill Conolly hinab, der wie hingefallen auf dem Bett lag. Die Augen verdreht, den Mund halboffen, zu nichts mehr fähig.

Tief atmete das Mädchen durch. Lornas Gesicht entspannte sich, ein Lächeln huschte über ihren Mund, nur war es kein Lächeln, das Freude bereitete. Es drückte Triumph aus, bösen Triumph. Sie hatte es geschafft und dem Befehl der Blutsaugerin Milena Mancow Folge geleistet.

In dem kleinen Hotelzimmer war es still. Nur Lorna atmete. Gepreßt klingende Laute drangen aus ihrem Mund. Sie mußte es schaffen, die eigene Erregung zu unterdrücken, denn mit der Bewußtlosigkeit des Mannes war der Fall noch nicht beendet. Das Mädchen hatte die erste Phase gut hinter sich gebracht, die zweite war ebenfalls schwierig, sie würde auch mehr Zeit in Anspruch nehmen.

Lorna verließ auf leisen Sohlen das Zimmer. Ihre Eltern schliefen, sie hatten vom Treiben ihrer Tochter nichts mitbekommen. Im Dunkeln schritt Lorna den Flur entlang, bis sie kurz vor dem Ende an der Tür einer Kammer stehenblieb.

Sie besaß den Schlüssel. Er steckte in der Tasche ihres hellen Bademantels. Sekunden später war die Tür offen. Lorna schlüpfte in die kleine Kammer, wo sie Licht machte.

Dicht über der Tür brannte eine kleine Leuchte. In einem Regal stapelte sich Wäsche. Sie lag wohlgefaltet übereinander. Ein Stuhl paßte noch soeben zwischen die vier Wände. Auf ihm lagen Wintersachen.

Lorna Leyn streifte den Bademantel ab. Bis auf einen knappen Slip war sie nackt. Ihre kleinen Brüste reckten sich stolz. Sie hätte alles eingesetzt, um den Reporter gefügig zu machen. Leider hatte er auf ihre Reize nicht reagiert.

Hastig zog sie sich an.

Die dicken Jeans, die hohen Schnürschuhe, den schwarzen Pullover, darüber die Jacke. Ihr blondes Haar versteckte sie unter einer ebenfalls dunklen Mütze.

So eingekleidet verließ sie die Kammer, bewegte sich leise über den Flur zurück, bis sie das Zimmer des Reporters erreichte. Sie würde Schwierigkeiten bekommen, wenn sie den leblosen und schweren Körper nach unten schaffte.

Sie schaffte es, ging aber nicht gerade sanft mit ihm um. Zuerst aus dem Raum, dann durch den Gang, und schließlich schleifte sie ihn über die Treppe.

Als sie den leblosen Körper endlich durch den unteren Gang zur Rückseite des Gebäudes schleifen konnte, war sie schweißgebadet und gleichzeitig glücklich, weil sie abermals nicht von ihren Eltern gehört worden war.

Der Rest war im Gegensatz zu den hinter ihr liegenden Strapazen fast ein Kinderspiel.

Auf dem Hof parkte der Wagen. Seit einem Jahr besaß auch die Tochter des Hauses einen Führerschein. Von ihren Eltern wurde sie des öfteren zum Einkaufen auf den Markt geschickt. Um viele Waren aufnehmen zu können, hatte sich ihr Vater vor einiger Zeit einen Mercedes Kombi zugelegt, einen Diesel.

Bill Conolly fand auf der Ladefläche seinen Platz. Als Lorna seine Beine »faltete« und ihn noch einmal auf die Seite legte, rutschte etwas aus seiner Jacke hervor.

Eine Pistole!

Lorna bekam große Augen. Fieber schoß in ihr hoch, so heiß war es ihr geworden. Die Pistole hypnotisierte sie. Mit zitternder Hand griff sie zu und steckte sie ein.

Wenn sie noch jemand aufhalten wollte, würde sie schießen. Wie man das machte, hatte sie oft genug auf dem Bildschirm in entsprechenden Filmen gesehen.
Vor einer Sache hatte sie trotzdem Furcht. Wenn sie den Diesel anließ, würde das Tuckern des Motors möglicherweise überlaut zu hören sein und ihre Eltern wecken. Den Fragen ihres Vaters sah sich Lorna nicht gern ausgesetzt. Er war manchmal ziemlich autoritär seiner erwachsenen Tochter gegenüber.
Gemächlich drückte sie die Heckklappe in die Tiefe. Sie hörte kaum einen Laut, als sie einrastete. Rasch ging sie auf die rechte Seite, wo sie die Tür aufschloß.
Bis zum Ziel, nach Talley, hatte sie einige Meilen zu fahren. Sie wollte von unterwegs anrufen und ihren Eltern Bescheid geben.
Eine entsprechende Ausrede würde ihr schon einfallen. Nur erst einmal weg aus der Gefahr des Entdecktwerdens.
Der Diesel mußte zunächst noch etwas vorglühen, dann aber kam er. Dennoch war er dem Mädchen viel zu laut. Lorna zitterte innerlich. Das mußte einfach zu hören sein.
Langsam rollte sie vom Hof und schielte dabei an der Hauswand in die Höhe, wo das Schlafzimmer ihrer Eltern mit den beiden kleinen Fenstern lag.
Hinter den Scheiben breitete sich plötzlich eine gelbe Helligkeit aus.
Sie waren wach geworden.
Lorna fuhr schneller.
In dem Augenblick, als ihr Vater das Fenster aufriß und in den Hof schaute, bog sie um die Ecke, wo sie die Straße erreichte und endlich beschleunigen konnte.
Weg aus Porthcawl, diesem kleinen Kaff an der Küste des Bristol Channel. Dann auf die Straße in Richtung Bridgend und dort auf den Motorway M4.
Erst als Lorna Leyn die Schnellstraße erreicht hatte, atmete sie tief durch. Sie ging sofort auf die rechte, die Überholspur, drückte den Kopf zurück und lachte.
Ihr eigenes Lachen schallte als Echo zurück. Der Mann auf der Ladefläche hörte es nicht. Er lag nach wie vor in einer tiefen Bewußtlosigkeit.
Der Motorway war um diese frühe Morgenstunde fast leer. Lastwagen, beladen mit Lebensmitteln, überholte sie des öfteren. Von der Küste her stiegen Dunstwolken an den Klippen hoch, krochen über sie hinweg, wurden vom Wind erfaßt, um sich in der Dunkelheit zu verteilen.
Die Zwanzigjährige schaute auf die Uhr. Die vierte Morgenstunde war noch nicht angebrochen. Sie kannte den Weg in die Umgebung von Talley und rechnete damit, ungefähr zwei Stunden unterwegs zu

sein. In den frühen Morgenstunden würde sie eintreffen, ihre Fracht abladen und wieder zurückfahren, als wäre nichts gewesen.

Lorna dachte wieder an ihre erste Begegnung mit Milena, der Vampirin. Sie lag drei Jahre zurück. Lorna war in der Nähe von Talley zu Besuch bei Verwandten gewesen und hatte natürlich die Umgebung erkundet. Lange Spaziergänge hinein in die Waliser Einsamkeit.

An einem Abend war sie auf Milena getroffen. Plötzlich hatten sich beide auf einem Waldweg gegenübergestanden. Was dann gefolgt war, kam Lorna noch heute vor wie ein Traum.

Sie waren aufeinander zugegangen und sich in die Arme gefallen.

Die eine fühlte sich von der anderen angezogen, und Milena hatte ihr, der neuen Freundin, ein Geheimnis mitgeteilt und Lorna zu ihrer Komplizin gemacht, denn Milena besaß große, übergreifende Pläne.

Die Jüngere war sofort von dieser Person fasziniert gewesen. Milena hatte nicht einmal viel zu sagen brauchen. Ihr Streicheln war mehr als tausend Worte gewesen, und Lorna war dahingeschmolzen wie Eis in der Sonne.

»Wenn du mir hilfst, werde ich dir später helfen!« hatte ihr Milena oft genug zugeflüstert.

Es war ein Versprechen gewesen, das Lorna gegeben hatte. Am Ende des Urlaubs hatte sie geweint, war nach Hause zurückgekehrt und hatte Milena in den ersten Wochen nicht vergessen können.

Sie hatte ihr geschrieben, aber nie mehr Antwort bekommen. Zeit war vergangen, die ersten Wunden waren verheilt, und Lorna führte wieder ein anderes Leben.

Bis zu dem Tag, als sich Milena meldete. Nicht auf dem normalen Weg. Sie war plötzlich in Lornas Gedanken eingedrungen und hatte sie an das Versprechen erinnert.

Wieder waren die glücklichen Wochen der Vergangenheit vor Lornas Augen entstanden. Jubelnd hatte sie zugestimmt.

Nun befand sich die junge Frau auf dem Weg zu ihrer Freundin.

Sie ahnte, daß Milena nicht mehr die gleiche war wie früher, nein, sie wußte es sogar, und in ihr wechselten Spannung und Furcht.

Der Motorway kam ihr vor wie eine gerade Linie. Zumeist schwarz, bis auf den helleren Mittelstreifen.

Sie steigerte das Tempo noch mehr, geriet in einen Rausch, denn sie konnte es nicht erwarten, endlich zu Milena zu gelangen. Die Straße schien endlos zu werden, wie ein Tunnel, der einfach nicht aufhörte. Nur ab und zu unterbrochen von vorbeihuschenden Lichtstreifen, wenn ihr auf der anderen Seite Fahrzeuge entgegenkamen.

Vereinzelt tauchten die Hinweisschilder auf Orte und Abfahrten auf: Port Talbot, Skewen, dann Swansea.

Als sie diesen Hinweis sah, huschte ein Lächeln über Lornas Gesicht. Kurz hinter dem Ort endete die Autobahn. Von dort aus ging es ab in

die Einsamkeit von Wales.

Hinter ihr schimmerte seit einiger Zeit ein Licht, das einfach nicht größer werden wollte. Es nahm auch nicht ab. Wer immer da fuhr, befand sich mit ihr auf der gleichen Spur und behielt auch sein Tempo bei.

Lorna Leyn war bisher zu stark mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, um nervös werden zu können. Nun allerdings behielt sie das Licht im Auge.

Es näherte sich.

Nur ein heller Fleck. Jemand auf einem Motorrad. Das Mädchen dachte sofort an die Motorway Police. Die Beamten machten auf ihren schnellen Motorrädern Jagd auf Verkehrssünder.

Gehörte sie dazu?

Das Geräusch des heranfahrenden Zweirads übertönte den Klang des Diesel. Es war tatsächlich ein Polizist auf einem Zweirad. Er überholte. Am Heck der Maschine leuchtete rot das Schild.

Follow me!

Lornas Kehle trocknete aus. Was sollte sie tun? Fliehen hatte keinen Sinn. Also anhalten und sich seinen Fragen stellen. Was war, wenn er den Mann hinten auf der Ladefläche entdeckte?

Ihr fiel die Beutewaffe ein. Der Drang, Milena zu erreichen, war so stark, daß sie daran dachte, die Pistole einzusetzen. Der Mercedes rollte langsam aus.

Im Licht der Scheinwerfer wirkte der Polizist neben seinem Motorrad wie ein Gemälde. Er war bereits abgestiegen, die Maschine war aufgebockt, und Lorna tat plötzlich das einzig Richtige in ihrer Lage.

Sie stieg aus und ging dem Mann entgegen.

Auf halber Strecke trafen sie zusammen. Lorna nahm den freundlichen Gruß des Beamten entgegen und versuchte es mit einem Lächeln. »Sir, was habe ich falsch gemacht?«

»Nur eines.«

»Und?«

»Sie sind zu schnell gefahren.« Der Mann hatte seinen Helm abgenommen. Lorna schaute in ein noch junges Gesicht, in dem sich Sommersprossen verteilten.

Sie hob bedauernd die Schultern. Der Wind fuhr gegen ihren Pullover, auch hindurch und streichelte ihre Haut. »Sorry, Sir, das habe ich nicht bemerkt. Die Straße ist frei und…«

»Alles klar, Lady. Wenn ich jetzt noch Ihre Papiere sehen könnte?«

Siedendheiß fiel ihr ein, wo sie lagen. In der Handtasche, und die wiederum hatte ihren Platz auf dem Beifahrersitz gefunden. Lorna bekam weiche Knie. Das Lächeln mißlang etwas. »Okay.« Ihre Stimme klang rauher als gewöhnlich. »Ich hole die Fetzen.«

Der Mann ging mit. Er ließ sich einfach nicht abschütteln. Lorna

fühlte sich wie jemand, der zur Hinrichtung schreitet. Jetzt ist alles aus, dachte sie. Aus und vorbei…

Der Kontakt zu Milena war urplötzlich da – über Meilen hinweg.

›Keine Sorge, kleine Lorna, wir schaffen es. Wir beide gemeinsam.

Du mußt nur daran glauben.‹

»Ja, Milena, ja…«

»Was haben Sie gesagt?«

Lorna drehte sich während des Laufens kurz um. »Gar nichts, Sir. Ich sprach zu mir selbst.«

»Ach so.«

Sie öffnete die Fahrertür und beugte sich in den Wagen. Der Polizist stand hinter ihr. Noch schaute er auf ihren biegsamen Rücken.

Einen Blick auf die Ladefläche hatte er noch nicht geworfen. Sie nahm die Handtasche vom Nebensitz und klappte sie auf.

Unter den üblichen Utensilien befand sich auch die kleine Mappe mit ihren Papieren. »Hier sind sie, Sir!«

Der Beamte reagierte nicht. Er hatte sich etwas gebückt und starrte nach links, wo Bill Conolly bewußtlos auf der Pritsche lag. Natürlich, er hatte ihn entdecken müssen! Schließlich brannte die Innenbeleuchtung.

»Was ist denn das?« fragte er völlig konsterniert.

»Wo?«

»Der Mann auf der Ladefläche.«

»Ein Freund.«

»Tatsächlich?« Der Beamte kam näher. »Seit wann fährt man Freunde derart spazieren?«

Lorna wurde rot und hoffte, daß es nicht gesehen wurde. Die Ausrede war ihr schon eingefallen. »Nun ja, Sir, er… er hatte ein wenig zuviel getrunken. Da wollte er sich hinlegen.«

»Ist gut«, sagte der Beamte. Lorna wollte schon aufatmen, als er noch etwas hinzufügte. »Das kann so sein, muß aber nicht. Darf ich Sie bitten, die Ladeklappe zu öffnen?«

Der Schock durchfuhr sie wie Fieber. Es ist aus! dachte sie. Endgültig aus. Wenn der Bulle ihn näher betrachtet, muß er merken, daß er nicht schläft!

»Öffnen Sie schon, Miß!«

»Ja, ist schon gut.« Sie versuchte, forsch zu sein und dachte intensiv an Milena, die ihr erklärt hatte, daß sie sich nicht zu fürchten brauche. Bisher war nichts davon eingetroffen.

Nur das Mißtrauen des Polizisten war größer geworden. Die Klappe stand offen. »Zuviel getrunken hat Ihr Freund, wie?«

»Ja.«

»Lady, Sie lügen!«

»Wieso – ich?«

»Sie haben nichts getrunken, dieser Mann auch nicht, das würde ich riechen. Treten Sie mal zur Seite. Drei Schritte, bis an den Stra ßenrand.«

»Weshalb?«

»Machen Sie schon!«

›Ich ziehe die Kanone und knalle ihn ab! Ich mache es, verdammt.

Ich setze ihm die Kugel zwischen die Augen.‹ Sie wollte es tun, doch zwischen dem Willen und der Tat liegen oft riesige Entfernungen, auch wenn die Gedanken noch so stark sind.

Sie tat es nicht, sie konnte es nicht. Zwar glitten ihre Finger über den Griff der Waffe, aber sie schafften es nicht, sich darum zu schließen und die Beretta hervorzureißen.

Statt dessen geschah etwas anderes.

Urplötzlich kam Wind auf. Er erfaßte die am Randstreifen stehende Lorna. Rechts huschte ein Fahrzeug vorbei. Sein Scheinwerferlicht gab der Umgebung für eine winzige Sekunde einen unheimlichen Glanz, der von einem Schatten gestört wurde.

Wind…

Dann waren sie da!

Vier Schwingen hatten für den unnatürlichen Wind gesorgt. Aus dem Dunkel der Nacht erschienen sie über dem Motorway wie große Vögel. Das waren sie nicht. Dafür Fledermäuse mit bleichen Menschenköpfen, die zwischen den Schwingen leuchteten wie fahle Monde…

Lorna schrie unwillkürlich auf!

***

Auch der junge Polizist hatte die plötzlichen Windstöße bemerkt, die über seinen Rücken geglitten und in den Haaren gespielt hatten.

Dann hörte er Lorna schreien, fuhr auf der Stelle herum und schrammte mit dem Kopf noch an der Türkante entlang.

In dem Augenblick landeten auch die beiden Ungeheuer.

Der Beamte sah sie, seine Gesichtszüge nahmen einen clownhaften Ausdruck an. Er konnte einfach nicht fassen, was er da präsentiert bekam. Das war unmöglich.

Die Fledermäuse mit den menschlichen Köpfen schraubten sich hoch. Sie selbst waren nicht sehr groß. Nur wenn sie ihre Schwingen ausgebreitet hatten, machten sie Eindruck. Und die aus dem Oberkiefer wachsenden Zähne blinkten wie blanke Messer.

Zwei Sekunden dauerte das sich gegenseitige Anstarren. Dann erst griffen die beiden Monstren an.

Sie stießen sich ab, waren schnell und deckten den Mann mit ihren Schwingen zu.

Lorna Leyn bekam noch mit, wie der Polizist die Arme hochriß, um sich zu schützen. Dann sah sie nichts mehr, weil ihr die

herabhängenden Schwingen die Sicht nahmen.

Dafür hörte sie die erstickt klingenden Laute, das war fast noch schlimmer. Ächzen und Gurgeln wirkten wie Hilfeschreie. Die Schwingen bekamen von unten her Druck, wobei sie sich bewegten wie Teppiche, unter denen ein Tier herkroch, das den Stoff in ein Wellenmuster verformte.

Ein letzter Schrei – Stille.

Die Schwingen öffneten sich wie der Vorhang auf einer Bühne.

Auch sie gaben eine Szene frei.

Das Bild des Schreckens. Blut lief über das Gesicht des Polizisten.

Die Wunden befanden sich an seiner Stirn und am Hals. Dort klafften sie wie Schnitte.

Leblos hing er in ihren Krallen, die Beine schleiften noch über dem Beton.

Die Vampirgesichter hatten sich ebenfalls verändert. Eine makabre Farbe war in sie hineingestrichen worden. Lorna mußte schon zweimal hinschauen, um erkennen zu können, daß es sich dabei um Blut handelte. Wahrscheinlich aus den Wunden des Polizisten.

Das also war Milenas Hilfe…

Lorna faßte es nicht. »Was… was habt ihr mit ihm vor?« flüsterte sie, wobei sie sich darüber wunderte, daß sie es schaffte, einen Satz zu sprechen.

Sie bekam keine akustische Antwort. Dafür bewegten die beiden Monstren synchron ihre Schwingen. Sie rissen den Beamten mit in die Höhe und die Dunkelheit des frühen Morgens hinein.

Lorna hob den rechten Arm. Eine winkende Geste, die aber abgebrochen wurde, denn diesem Polizisten einen letzten Gruß zu senden, hatte keinen Sinn. Sie stand auf dem Randstreifen, konnte sich kaum rühren und schaute dorthin, wo die Fledermäuse mit ihrer Beute verschwunden waren.

Noch einmal vernahm sie etwas. Ein Schrei zitterte ihr langgezogen entgegen. Er war schräg über ihr geboren worden, vielleicht in den Wolken, der Finsternis oder schon im Jenseits? Das einsam am Rand der Bahn stehende Mädchen war völlig durcheinander. Einige Male huschte ein Lächeln über ihr Gesicht, ohne daß es dafür ein Motiv gegeben hätte.

Sie war wieder da. Sie füllte ihr Gehirn aus. Zuerst mit einem leisen Lachen, dann mit der fragenden Stimme. ›Nun, Lorna. Habe ich dir nicht die beiden Helfer geschickt? Sie waren gut, nicht wahr?

Wenn du unter meinem Schutz stehst, brauchst du keine Angst zu haben…‹

»Was soll ich denn tun?«

»Du setzt dich in den Wagen und fährst zu deinem Ziel. Das ist alles, Lorna. Denk an die Vergangenheit, an die Zeiten, die wir miteinander

verbracht haben…«

»Ja, Milena, ja«, flüsterte Lorna und nickte dabei. Sie schritt auf ihren älteren Mercedes zu, schloß die Heckklappe und warf dem Gefangenen noch einen Blick zu.

Der Mann rührte sich nicht. Er hatte von der unheimlichen Szene überhaupt nichts mitbekommen.

Lorna Leyn stieg ein. Sie schloß die Tür und dachte über Vampire nach.

Soviel ihr bekannt war; besaßen die Blutsauger kein Spiegelbild.

Lorna wollte es genau wissen. Sie schaute in den Innenspiegel und freute sich darüber, ihr Gesicht sehen zu können. Sie war keine Blutsaugerin. Sie wollte damit auch nichts zu tun haben, nie so werden wie die beiden fürchterlichen Monstren.

Mit beiden Händen strich sie über die Wangen, knetete die Haut und freute sich über deren Wärme. Es war nicht die blutlose Pelle eines Vampirs, da zirkulierte noch das Blut, es gab Wärme und Leben.

Wie mochte es wohl dem Polizisten ergangen sein? Sein Motorrad stand sichtbar am Rand des Motorways. An der Funksprechanlage blinkte eine Lampe permanent auf.

Er würde sich nie mehr melden.

Das Mädchen bekam für einen Moment ein schlechtes Gewissen.

Sie hätte als einzige eine Erklärung geben können, aber wer hätte ihr schon geglaubt?

Lorna hob die Schultern, drehte den Zündschlüssel und startete.

Sehr langsam ließ sie den Wagen auf die Bahn rollen. Bis zum Hellwerden verging noch Zeit. Wie der Tag werden würde, wußte sie nicht. Sonnig – möglich, aber Vampire vertrugen keine Sonne.

Sie schüttelte den Kopf. Wieder sah sie die Szene vor ihren Augen.

Sie wiederholte sich des öfteren, und das Mädchen dachte auch daran, was Milena damit zu tun hatte.

Vor drei Jahren, beim gemeinsamen Kennenlernen, war sie eine Frau mit Persönlichkeit gewesen, die andere Menschen, wie eben Lorna, faszinieren konnte.

Sie hatte sofort gespürt, daß Milena eine andere war. Nicht so herausfordernd wie andere Frauen. Eher stiller. Nein, das war auch nicht der richtige Ausdruck.

Geheimnisvoller?

Ja, eine geheimnisvolle Persönlichkeit. So und nicht anders mußte man es sehen.

Milena hatte schon immer ein Geheimnis umgeben. Es mußte mit den Monstren, den Vampiren, zusammenhängen. War Milena etwa selbst ein Vampir?

Lorna schauderte zusammen, als sie daran dachte. Wenn das zutraf, würde sie vielleicht auch ihr Blut wollen.

Plötzlich war ihr nicht mehr so wohl. Sie fuhr den Motorway noch einige Meilen weiter. Längst nicht mehr so schnell und konzentriert.

Später schluckte sie die Einsamkeit der walisischen Landschaft. Sie kam sich vor wie in einer gewaltigen Höhle, die mit Senken, Hügeln und kleinen Tälern ausgefüllt war.

Lorna orientierte sich anhand der Hinweisschilder. Wie blasse Flecken huschten sie vorbei. Bei jedem Schild, das sie sah, drängte sich wieder die Erinnerung an die Vergangenheit hoch. Diesen Weg war sie schon öfter gefahren, sie kannte sich auch im Dunkeln aus.

Von der Kälte spürte sie nichts. Die Heizung des Diesel arbeitete auf vollen Touren. Nur sie war unterwegs. Die Lichter des Wagens wirkten wie zwei einsame Wegweiser.

Den Ort Talley wollte sie umfahren. Sie wußte noch sehr gut, wo der alte Weg herführte.

Er hatte sich etwas verändert, weil er zugewachsen war. Durch Glück und Zufall fand sie ihn.

Dann schaukelte der Wagen durch das Gelände, nahm die Querrillen und Löcher im Boden, drückte kleinere Büsche zusammen und plättete das hochgewachsene Gras.

Die Mauern des alten Klosters gab es noch. Seit langer Zeit schon lebten dort keine Mönche mehr. Im vorigen Jahrhundert hatte man sie vertrieben und die Gebäude bis auf die Außenmauern niedergebrannt. In ihnen hauste jetzt das Böse.

Lorna sah es anders. Sie hatte sich früher mit Milena in der Nähe des Klosters getroffen. Dort waren die Stunden wie im Flug vergangen. Sie hatten miteinander geredet, im Gras gelegen, den Sommerwind genossen und sich umarmt.

Im späten Herbst sah alles anders aus. Düster und drohend. Natürlich auch die Mauern, über die bleich das Licht der Scheinwerfer strich und sich zu zwei Kreisen verdichtete, als Milena den Wagen anhielt und ausstieg. Zuvor hatte sie noch die Scheinwerfer gelöscht.

Niemand sollte merken, daß sie in der Nähe war.

Kaum stand die Ladeklappe hoch, vernahm sie wieder Milenas Stimme in ihrem Hirn.

›Ich freue mich, daß du gekommen bist. Nimm noch einmal den Mann. Ich werde dir den Weg weisen.‹ Unter Schwierigkeiten schaffte Milena es, den Reporter aus dem Wagen zu wuchten. Sie rollte ihn in das Gras, das fast kniehoch die alten Mauern umwucherte.

Als sie die Heckklappe schloß, vernahm sie das Stöhnen. Bill Conolly hatte es ausgestoßen. Ließ die Wirkung der Spritze nach?

Lorna erschrak, beugte sich über den Leblosen und war beruhigt, als sie sah, daß es nicht so war. Nach wie vor lag er unbeweglich zu ihren Füßen.

Wieder schleifte sie ihn weiter. Sie hielt ihn an den Handgelenken

gepackt und zog ihn hinter sich her. Zwischen den alten Mauern existierten genügend Lücken, um den ehemaligen Innenhof des Klosters betreten zu können. Auch hier wucherte das hohe Unkraut.

Dornige Büsche hatten sich ebenfalls ausgebreitet. Sie verbargen die meisten Eingänge in die Tiefe. Es gab einen bestimmten, den Lorna nicht kannte, wo sie aber hingehen mußte.

Milena Mancow führte sie auf ihre geheimnisvolle Art und Weise, so daß Lorna schließlich den Schacht entdeckte. Steine, Gestrüpp und Gras verbargen ihn vor den Augen der Suchenden. Mit einer Hand räumte Lorna die Hindernisse zur Seite.

Eine alte Treppe führte in die Tiefe. Staubige Steinstufen, schon halb zerbrochen, und auch ohne Geländer, an dem sich Lorna hätte festhalten können.

Wieder schleifte sie den Reporter hinter sich her. Etwas war anders hier unten. Sie spürte es. Auf ihrer Haut prickelte es. Der Odem des Grauens durchwehte die Tiefe.

Lag es vielleicht an den Nischen des alten Stollens, durch den sie mit ihrer Beute schritt?

Sie traute sich kaum, einen Blick hineinzuwerfen. Als sie es dennoch tat, sah sie die bleichen Flecken in der Finsternis, die an den Rückseiten zu kleben schienen.

Es waren Gesichter…

Vampirfratzen mit aufgerissenen Mäulern. Die Schwingen entdeckte sie nicht, weil sie mit der Dunkelheit verschmolzen.

An einer bestimmten Stelle mußte sie stehenbleiben. Wenn sie einen Blick in die Höhe warf, so sah sie auch einen runden Ausschnitt und erkannte einen Teil des Himmels, wo die Sterne allmählich verblaßt waren.

Hier mußte sie bleiben!

Wieder vernahm sie Milenas Stimme. ›Geh einige Schritte vor, bis du an die Öffnung gelangst.‹

»Und dann?« wisperte sie.

›Laß ihn fallen.‹ Sie gehorchte. Schon nach zwei Schritten sah sie die obere Schachtöffnung.

»Hallo, Lorna!«

Das Mädchen zuckte zurück, als Sie die Begrüßung vernahm, die dumpf aus der Tiefe des Schachtes an ihre Ohren gedrungen war.

Sie hatte die Stimme genau erkannt.

Dort unten wartete Milena.

»Danke, daß du gekommen bist, kleine Freundin. Ich wußte ja, daß ich mich auf dich verlassen kann. Mit der Urne ist alles wunderbar gelaufen. Jetzt brauche ich nur den Körper.«

»Was soll ich denn tun?«

»Wirf ihn zu mir in den Schacht.«

Lorna erschrak. »Das wäre Mord. Ich kann es nicht. Ich habe ihn nicht getötet, aber jetzt…«

»Ich brauche ihn, Lorna. Oder glaubst du etwa, daß ich jemand, den ich benötige, töten werde oder töten lasse?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Dann vertraue mir auch.«

Überzeugt war Lorna Leyn nicht. Nur wußte sie nicht, was sie sonst hätte unternehmen sollen. Sie schleifte den leblosen Bill Conolly bis dicht an den Rand des Schachtes.

Seine Arme baumelten zuerst in die Tiefe. Als sie ihn anschob, folgten der Kopf, die Schultern und der Oberkörper, der sich nicht mehr halten konnte. Er fiel.

Lorna sprang zurück. Sie blieb danach wie erstarrt stehen und wartete auf den Aufschlag.

Der erfolgte nicht.

Dafür vernahm sie Milenas Lachen. »Keine Sorge, Lorna, ihm ist nichts geschehen. Noch nicht…«

»Und jetzt?«

»Kannst du wieder gehen. Lauf zurück! Setz dich in dein Auto und fahr nach Hause. Sollte ich dich wieder brauchen, so melde ich mich. Besser, ich werde vorbeikommen.«

»Ja, Milena, ich warte.« Lorna kehrte auf der Stelle um und lief wieder in den Stollen. Sie keuchte. Angst berührte sie wie eine Peitsche. So rasch wie möglich verließ sie die unterirdische, unheimliche Stätte und warf auch keinen Blick mehr in die geheimnisvollen Nischen. Sie wollte nur weg.

Erst im Wagen atmete sie auf, doch das Zittern konnte sie nicht unterdrücken.

Minutenlang blieb sie so sitzen. Erst dann fand sie den Mut und die Kraft, den Motor wieder anzulassen.

Langsam ließ sie den Mercedes anrollen. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit Bill Conolly.

Wie mochte es ihm wohl ergangen sein? Lorna Leyn ertappte sich dabei, ein schlechtes Gewissen zu bekommen. Sie war eben ein Mensch und kein Monstrum.

Daß sie allerdings dabei war, in einen gefährlichen Strudel zu geraten, wußte sie ebenfalls. Nur fand sie nicht die Kraft, dagegen anzuschwimmen. Sie würde sich weiter treiben lassen und dabei auf ihre geheimnisvolle Freundin Milena hoffen…

***

Ich stand am Eingang, starrte in das einsam stehende Wohnmobil und sah die fünf Männer am Boden liegen. Sie krümmten sich, husteten, würgten, mußten sich übergeben und waren in dieser Lage

völlig hilflos.

Das alles hatte ich bereits hinter mir. Nur hatte ich es geschafft, den Wagen im letzten Augenblick zu verlassen, bevor ich mich hatte übergeben müssen. Alles lag nur an diesem verdammten Giftgas, mit dem ein Mann namens Basil Kropec uns überrascht und auch außer Gefecht gesetzt hatte. Wahrscheinlich wußte noch keiner der fünf vom Alter her unterschiedlichen Männer den Grund. Ich aber hatte ihn erkannt.

Die Urne war verschwunden!

Die Urne mit der Asche einer Vampirin namens Milena Mancow.

Und nicht allein Asche hatte sich in der Urne befunden. Durch drei Tropfen meines Blutes war sie zu einem Gemisch vermengt worden, das aussah wie ein rohes Stück Fleisch, dabei die Umrisse eines Gesichts zeigte, in dem sich auch zwei Augen abzeichneten.

Milenas Gesicht!

Mit der Urne hatte alles begonnen und einem Brief, der dem Gefäß beigelegt worden war.[1] Beides hatte man mir zugeschickt und mich in dem Schreiben darum gebeten, die Asche mit meinem Blut zu vermengen. Ich hatte es getan und auch meinen Freund Bill Conolly eingeweiht, denn diese Milena Mancow war uns beiden keine Unbekannte.

Wir kannten sie aus unserer Studentenzeit, und da war sie so etwas wie ein Dauerbrenner gewesen.

Ein phantastisches Girl, das beinahe jeden männlichen Kommilitonen um den Verstand gebracht hatte. Milena – das war Sex und Verführung gewesen. Aber sie hatte mit den jungen Männern nur gespielt. Auch mit Bill und mir. Nein hätten wir beide trotzdem nicht gesagt…

Wir hatten Milena vergessen, bis eben die Urne mit der Asche bei mir eingetroffen war.

Es war uns gelungen, herauszufinden, wo sie wohnte. Nicht mehr in London, sie war nach Wales gezogen, in einen kleinen, einsamen Ort namens Talley.

Den Ort selbst hatte ich noch nicht gesehen, denn bei einer Übernachtung in Porthcawl hatten Bill und mich schwere Träume geplagt. Uns war gezeigt worden, zu was Milena fähig war.

Bill hatte daraufhin kalte Füße bekommen und war nicht mehr mit mir gefahren. So kannte ich ihn nicht und vermutete deshalb andere Motive hinter seinem Handeln.

Zwingen hatte ich ihn nicht können. Mitten in der Nacht war ich mit Bills Porsche in Richtung Talley gefahren. Nach dem Verlassen des Highways, in der Einsamkeit der nächtlichen Landschaft, war ich von einem Mann namens Grealy aufgehalten worden. Dessen Wagen lag mit Achsenbruch im Graben. Er war während der Fahrt von zwei

Vampiren angegriffen worden. Den Angriff hatte er überstanden, mich dann getroffen, aber die Blutsauger hatten nicht aufgeben wollen.

Den zweiten Angriff hatten Grealy und ich gemeinsam abwehren können. Grealy mit seiner Schrotflinte, deren Ladung auch aus geweihten Silberkörnern, vermischt mit normalem Schrot, bestand, und ich mit der Beretta. Es waren besondere Vampire gewesen.

Fledermäuse mit menschlichen Köpfen. Ich hatte erfahren, daß sie zu Milenas Landsleuten, einigen Tschechen, gehörten, die seit einigen Jahren in Talley lebten.

Im Ort selbst hatte man sich zwar nicht mit der Existenz der Vampire abgefunden, aber zwei Gruppen gebildet.

Zum einen die verwandelten Männer, die sich irgendwo bei Tageslicht verbargen, zum anderen diejenigen, die den Kampf aufnehmen wollten. Dazu gehörten Grealy und die vier Männer im Wagen.

Eine dritte Gruppe existierte auch noch. Ob man sie als Feiglinge bezeichnen konnte, wußte ich nicht. Jedenfalls zählten sie zu den männlichen Bewohnern von Talley, und sie hielten sich tagsüber verborgen, um nicht in die Fänge der Blutsauger zu geraten, die sich tatsächlich nur auf männliche Personen konzentriert hatten.

Grealy und seine Gruppe hatten den Blutsaugern den Kampf angesagt und sich in einem Wohnmobil außerhalb des Ortes zurückgezogen. Sie waren mit Gewehren und Eichenpflöcken bewaffnet. Bisher jedoch hatten sie es nicht geschafft, den Ort vom Terror der Blutsauger zu befreien.

Ich war nicht gerade mit offenen Armen empfangen worden. Man hatte mich sogar niedergeschlagen – wegen der mit Asche gefüllten Urne, die ich mit in das Wohnmobil genommen hatte.

Man wollte mir nicht glauben. Einige sahen in mir einen Verräter, nur Grealy, dem ich auf der einsamen Straße beim Angriff der Vampire das Leben gerettet hatte, hielt zu mir.

Dann war dieser Basil Kropec gekommen. Ein Tscheche, auch Einwohner von Talley.

Mir war der Typ schon beim Eintreten nicht geheuer gewesen, die Männer aus Talley jedoch dachten anders über ihn und fielen prompt auf ihn herein.

Kropec hatte es geschafft, uns kampfunfähig zu machen. Eben durch dieses verdammte Giftgas. Dann mußte er die Urne genommen haben und war mit ihr verschwunden.

Diese Tatsache empfand ich als schlimm, denn Milena hatte die Urne mit ihrer Asche unbedingt haben wollen. Ich hätte sie ihr schon gebracht, nur anders als dieser Kropec.

An dem Fall war sowieso alles paradox. Vieles hielt sich hinter einem Schleier aus Nebel verborgen. Ich dachte auch darüber nach, wie es

möglich war, daß eine getötete Blutsaugerin, deren Reste sich in einer Urne befanden, noch leben konnte?

Überhaupt nicht zu erklären, aber es mußte so sein. Mir hatte bisher niemand eine Erklärung geben wollen, allerdings würden die Männer ihren Widerstand mir gegenüber aufgeben müssen.

Grealy, der mich stets mit Sir anredete, einen Mantel trug und langes, eisgraues Haar, schaffte es, sich als erster zu erheben.

Er stützte sich auf einer Pritschenkante auf und blieb schwankend stehen. Er schaute mich an.

Ich nickte ihm zu – und verzog das Gesicht, denn mit meinem Kopf stimmte auch einiges nicht.

Das lag nicht allein am Giftgas. Ich hatte vorher noch Schläge abbekommen. Von Tom, dem schwarzhaarigen, jungen Typen, der eine gewisse Ähnlichkeit mit Tom Jones, dem Sänger, besaß. Er hatte in mir einen Verräter gesehen und haßte mich so sehr, daß es ihm nichts ausgemacht hätte, mich zu erschießen.

Die anderen hatten ihn davon abgehalten. Auch Hank, Anführer der Gruppe. Ein ebenfalls schon älterer Mann.

Dazu gehörten außer Tom noch sein Bruder Wayne – kaum besser als er, aber blond – und Cockney, der Mann mit den wenigen Haaren, dem runden Gesicht und dem Hut, den er so gut wie nie abnahm. Selbst beim Niederfallen nach der Gas-Attacke war er ihm nicht vom Kopf gerutscht.

Grealy schwankte auf mich zu. Er wollte nach draußen, ich gab den Weg frei. Beim Aussteigen wäre er fast gefallen. Ich konnte ihn festhalten, er bedankte sich und lehnte sich gegen die Außenwand des Wohnmobils. »Verdammt, Sir«, keuchte er. »Verdammt noch mal. Da haben wir uns reinlegen lassen. Jetzt ist es aus.«

»Mal sehen.«

Er lachte, mußte würgen und spie aus. »Weißt du, Sir, es ist schon beschissen. Da kommt dieser Kerl und holt sich die Urne. Jetzt ist der Weg für Milena frei.«

»Weißt du genau Bescheid?«

»Vielleicht…« Er hob die Schultern. »Vielleicht auch nicht. Es ist alles kompliziert.«

»Ihr hättet euch selbst einig sein müssen, Grealy.«

Der Mann mit der Schrotflinte hob den Kopf und starrte mich an.

Sein Mund hatte einen Halbmond gebildet. »Du bist gut, Sinclair, sehr gut. Schau sie dir doch an. Glaubst du im Ernst, daß du in diesen Haufen Disziplin hineinbekommst?«

»Man müßte es versuchen.«

Er winkte ab. »Tom und Wayne sind Verrückte. Sie halten sich bei uns auf, weil ihnen die Gier nach Gewalt schon mit in die Wiege gelegt worden ist. Das sind Schläger, in Talley waren sie bekannt. Die

Jagd nach Vampiren ist für sie eine Abwechslung, keine Berufung. Verstehst du?«

»Ich bemühe mich.«

»Du hast noch nie mit diesen Typen zu tun gehabt – oder?«

»Wenig.«

»Dann ist alles klar.« Er legte mir eine Hand auf die Schulter. »Tut mir leid, Sir, daß ich dir nicht helfen konnte. Aber ich erinnere mich, daß du Basil Kropec ziemlich skeptisch gegenübergestanden hast.«

»Ich mochte ihn nicht.«

»Weshalb?«

»Grealy, ich bin zwar jünger als du, aber auch ich habe meine Lebenserfahrungen. Manchmal sieht man einen Menschen und weiß sofort, daß er nicht auf der gleichen Wellenlänge liegt wie unsereiner.«

»Da hast du recht.«

»Wie geht es weiter?«

Grealy schaute mich an und lachte. »Ist dir nicht übel gewesen?«

»Und wie.«

»Hart im Nehmen, was? Aber schau dir die Herzchen mal an. Sie sind alle daneben, ich übrigens auch. Bin gespannt, wie die Erskine-Brüder reagieren. Du weißt ja, Tom und Wayne.«

»Ja, meine Freunde. Vielleicht sind sie zur Vernunft gekommen.«

»Die nicht, Sir.«

Der nächste verließ den Wagen. Es war Hank. Seine Gesichtsfarbe hatte einen Stich ins Grünliche bekommen. Wir alle mußten aussehen wie Zombies.

Er zwinkerte gegen die tiefstehende Morgensonne an und klammerte sich am Haltegriff fest. »Jetzt kommen sie nicht mehr«, sagte er rauh. »Sie hassen das Licht.«

»Leider wird es schnell wieder dunkel«, murmelte Grealy. »Dann werden wir uns auf etwas gefaßt machen müssen.«

Im Wagen würgte Tom. Ich hörte ihn dabei fluchen. »Wieso werden wir das?« fragte Hank.

Grealy lachte schrill. »Hast du denn nicht gesehen, daß die verdammte Urne fehlt?«

»Nein.«

»Die hat Kropec mitgenommen.«

»Scheiße!« fluchte Hank und schaute mich dabei an. Ich ahnte, was in seinem Kopf vorging. Er sprach es dann aus. »Sorry, wir haben dich wohl falsch eingeschätzt.«

»Mich laß mal außen vor«, sagte Grealy. »Wer mir das Leben rettet, dem vertraue ich auch.«

»Ich hätte es auch wissen müssen«, flüsterte Hank. »Kropec hat nie zu uns gehört. Er war einer der immer Freundlichen, verstehst du,

Sinclair?«
»Sicher.«
»Nun ja, im Gasthaus war er auch bei uns. Wir haben zusammen getrunken und…«
Tom erschien. Er schob Hank zur Seite, taumelte ins Freie und übergab sich.
Sein Bruder kam auch. Mit zitternden Beinen und kalkweißem Gesicht verließ er den Wagen. Den Schluß machte Cockney. Er wirkte ebenfalls wie eine lebende Leiche. Sogar sein Hut saß schief auf dem runden Kopf.
Wir alle fühlten uns mies. Das Gift hatte uns tatsächlich für einige Stunden umgehauen. Die zehnte Morgenstunde war bereits angebrochen. Der Tag versprach herrlich zu werden, wenn man der Sonne Glauben schenken sollte.
Sie strahlte auch in den Wald hinein, wo Dunstschleier zwischen den Bäumen hingen wie feine Gespinste. Sie würden unter der Wärme bald verschwunden sein.
Tom hatte sich wieder beruhigt. Er legte den Kopf zurück, drehte sich auf der Stelle und stierte mich an. Dann wies er mit dem Zeigefinger auf mich. »Du bist es gewesen, Sinclair, nur du. Die verdammte Urne hast du uns gebracht…«
»Jetzt hat sie Kropec. Mir wäre das nicht passiert!« hielt ich ihm entgegen. »Du hättest dich von Beginn an kooperativ verhalten sollen.«
»Einem Verräter gegenüber?« lachte er.
»Tom, halt jetzt dein Maul!« Hank hatte sich eingemischt. »Ich will nichts mehr von dir hören. So ein dummes Zeug brauchen wir nicht. Wir müssen jetzt zusammenhalten.«
»Mit diesem Bullen?«
»Gerade mit ihm.«
»Dann macht euren Dreck allein. Kümmert euch um die Blutsauger. Ich habe keine Lust mehr.«
»Oder hast du Angst?« fragte Grealy locker.
Tom Erskine drehte sich. »Das mußt du Maulaffe gerade sagen. Du mit deiner ausrangierten Schrotflinte. Du…«
»Sollen wir uns hier nur noch streiten?« fragte ich. »Oder kommen wir gemeinsam zu einem Entschluß?«
»Gemeinsam«, sagte Hank.
»Gut.« Ich übernahm das Wort. »Wie ich die Lage einschätze, existieren einige Vampire. Eure Mitbewohner, die damaligen Asylanten aus der Tschechei.«
»Stimmt«, sagte Grealy.
»Wißt ihr, wo sich diese Blutsauger tagsüber versteckt halten?« Ich zeigte zum Himmel. »Bei dieser Sonne, auch wenn sie nicht mehr

großartig wärmt und tief am Himmel steht, kann sich kein Vampir halten und überleben.«

»Das wissen wir eben nicht, Sir.«

»Ich habe etwas von einem alten Kloster gehört. Könnten sie sich dort versteckt halten?«

Grealy hob die Schultern. »Das Kloster steht nicht mehr. Nur noch Trümmer.«

»Die auch Verstecke sein können.«

»Da haben wir schon gesucht«, sagte Hank.

»Auch gründlich genug?«

»Der Besserwisser!« rief Tom Erskine. »Hört ihn euch an. Na klar, es war gründlich. Du kannst ja noch mal hinfahren.«

»Das werde ich auch. Und zwar in der Dunkelheit. Da könnten sie mir dann über den Weg laufen.«

»Vergessen wir nicht Milena«, meinte Hank.

»Genau.« Ich schaute den grauhaarigen Mann an. »Du bist davon überzeugt, daß sie lebt?«

»Immer.«

»Trotz der Asche, die mir zugeschickt wurde?«

»Man hatte sie uns gestohlen. Den Dieb kennen wir nicht. Helfer genug hat sie ja.«

»Okay, Hank, ich glaube dir. Nur frage ich mich, wie es möglich ist, daß ein Blutsauger existiert, dessen Körper bereits zu Asche geworden ist. Vampire sind eine Gruppe für sich. Daß es sie gibt, wissen wir alle. Wenn einem Vampir jedoch ein Pflock ins Herz gerammt wird, dann ist er vernichtet, da bleibt nur Asche zurück. War es bei Milena auch so?«

»Ja!« Diesmal sprach Grealy. »Hank und ich haben sie überrascht. Eigentlich war es ein Zufall. Es begann damit, daß in Talley Tiere angefallen und getötet wurden. Man fand ihre blutleeren Kadaver überall. Schnell wurde der Begriff des Vampirs geprägt, den wir jagen wollten. Wir fanden auch die Spur. Sie führte zu Milena. Wir überraschten sie, als sie dabei war, einen Hund zu töten. Sie trank sein Blut aus einer Blechschüssel.«

»Und dann?«

»Nun ja. Hank und ich schlichen uns an sie heran. Die Eichenpfähle hielten wir stoßbereit. Sie bemerkte uns zunächst nicht. Ich konnte meinen Pfahl in ihren Rücken stoßen, Hank ebenfalls.«

»War sie vernichtet?«

Beide Männer hoben unbehaglich die Schultern. »Das wissen wir eben nicht genau. Jedenfalls schnellte sie hoch. Wir waren wie erstarrt und schauten ihr nach, wie sie wegrannte.«

»Wie war das mit der Asche?«

»Die fanden wir am anderen Morgen in einer kleinen Senke im Wald.

Wir packten sie in eine Urne und stellten diese ins Dorf.«
»Wo?«
»Sie fand ihren Platz in der Amtsstube.«
»Aus der sie gestohlen wurde?«
»So ist es.«
Ich schüttelte den Kopf. »Irgend etwas stimmt hier nicht. Normalerweise hätte sie vernichtet sein müssen. Kein Vampir überlebt eine Pfählung durch den Eichenpflock.«
»Bei ihr war es anders.«
Meine Gedanken rasten. Ich suchte nach einer Lösung, ohne sie zu finden, obwohl ich nahe daran war, das fühlte ich einfach. »Kann sie einen Doppelkörper gehabt haben?« fragte ich mit leiser Stimme.
»Was bitte?«
»Zwei Körper in einer Person!«
Hank lachte. »Gibt es denn so etwas?«
»Das weiß ich auch nicht. Nur habe ich in meinem Job schon Dinge erlebt, die absolut unwahrscheinlich sind und trotzdem stimmen.«
»Tja«, sagte Grealy. »Wenn ich recht bedenke, könntest du sogar…« Er sprach nicht zu Ende. »Oder was meint ihr?«
Hank nickte, Cockney hob die Schultern. Wayne grinste dümmlich, sein Bruder spie aus.
»Wenn euch keine andere Lösung dazu einfällt, können wir davon ausgehen, daß es möglicherweise so gewesen ist. Sie spukt also hier herum, und Beweise haben wir auch, denn ihre männlichen Landsleute hat sie durch den Biß zu Vampiren gemacht.«
»Weshalb wollte sie dann unbedingt die Urne haben?« rief Grealy.
»Das frage ich mich auch.« Ich lachte leise. »Vielleicht gibt sie mir persönlich eine Antwort darauf.«
»Dann müßtest du sie erst mal finden, Bulle!« rief Wayne.
»Halts Maul!« zischte Hank.
»Die Asche ist – wertvoll für sie.« Ich nickte den anderen zu. »Es hat keinen Sinn, wenn wir hier herumstehen und diskutieren, ohne daß wir zu einer Lösung kommen. Wir werden handeln.«
»Was hast du dir gedacht, Sir?«
»Laß uns nach Talley fahren.«
»Und dann?«
»Gibt es dort keine Spuren? Wir werden uns die Häuser der tschechischen Mitbürger ansehen.«
Grealy hob die Schultern. »Einverstanden.« Er hatte noch eine Bitte. »Kann ich mit dir fahren, Sir?«
»Meinetwegen.«
»Weißt du, Sinclair, ich habe mich so sehr an das Schaukeln gewöhnt. Ich finde es toll.«
Hank war ebenfalls einverstanden. »Wir nehmen dann das

Wohnmobil und treffen uns in Talley.«
»Fahrt ihr durch Gelände?« fragte Grealy.
»Ja, das schafft er.«
»Gut, wir nehmen die Straße.«
Ich war schon zum Porsche gegangen und hatte die Türen geöffnet. Tom schlich an mir vorbei. Er bedachte mich mit einem tückischen Blick. Dieser junge Mann haßte mich. Nichts konnte ihn davon abbringen. »Irgendwann zahle ich es dir heim, Bulle!« versprach er. »Du bist hier nicht in deinem verfluchten London.«
»Hau ab!« zischte Grealy, der das Versprechen ebenfalls gehört hatte. »Hau nur ab!«
»Du kommst auch noch an die Reihe.«
Grealy legte seine Hand auf den Schaft der Schrotflinte. »Ich warte, mein Junge.«
Grealy stieg ein. Ich saß schon hinter dem Lenkrad und hatte den Zündschlüssel ins Schloß gesteckt. »Ein widerlicher Hundesohn, dieser Erskine.«
»Man kann sich seine Partner oft nicht aussuchen.« Der Motor startete mit einem lauten Geräusch. Es gehörte eben dazu. Sehr langsam rollte ich an.
Wieder kamen wir uns vor wie auf einem Schiff bei hohem Wellengang. Wir kippten in Senken, schoben uns wieder hoch, rollten weiter und erreichten schließlich die normale Straße, die auch nach Talley führte.
»Jetzt links«, sagte Grealy. Er lehnte sich zurück, streckte die Beine aus und schüttelte den Kopf.
»Ist was?« fragte ich.
»Welch eine Nacht!« sagte er nur.
»Da hast du recht. Und der Tag liegt noch vor uns. Mal sehen, was er uns zu bieten hat…«

***

Zunächst einmal eine glatte Fahrbahn, darüber ein graublauer Himmel, wo der Kreis der hellen Sonne wie gemalt stand. Dünne Dunstfetzen krochen aus den Wiesen und nahmen ihren Weg über die Fahrbahn.
Ich ließ mir Zeit und fuhr für einen Porsche-Fahrer direkt atypisch.
Mein Begleiter hatte nichts dagegen einzuwenden. Seine Sorgen waren vergessen. Grealy genoß es, in einem derart teuren Fahrzeug zu sitzen, und fragte mich, wie ein Polizist diesen Flitzer bezahlen konnte.
»Überhaupt nicht«, antwortete ich.
»Hast du ihn geschenkt bekommen?«
»Nur geliehen von einem Freund.«

»Ach so.«

Auch jetzt kam uns kein Fahrzeug entgegen. Die Gegend wirkte wie eine als Bild gemalte Landschaft ohne Leben.

»Ist das immer so ruhig?«

Grealy schüttelte den Kopf. »Im Prinzip schon. Seit die fürchterlichen Vorgänge begonnen haben, ist die Umgebung allerdings wie ausgestorben. Die Menschen leiden unter dem Vampirterror, das kannst du mir glauben.«

»Ich habe es ja erlebt.«

Rechts von uns ragte ein grüner Hügel auf. An seinem »Ende« war er mit Sträuchern bewachsen. Dahinter sah ich eine Bewegung.

Ich mußte zweimal hinschauen, um das Wohnmobil erkennen zu können, mit dem die anderen fuhren. Sie bahnten sich ihren Weg durch das Gelände und hatten auch einen Vorsprung herausgefahren.

»Weshalb haben sie nicht die Straße genommen?«

»Wahrscheinlich wollten dich die Erskine-Brüder nicht sehen, Sir. Ihnen gehört der Wagen.«

»Ach so.«

»Noch zwei Kurven, dann sind wir fast da!« meldete Grealy. »Nur frage ich mich, was der Motorradfahrer hinter uns will. Hast du den auch gesehen, Sir?«

»Klar.«

»Der holt sogar auf.«

Ich wunderte mich ebenfalls über diesen Mann. »Ist er aus dem Ort?«

»Nein, bei uns fährt keiner diesen Feuerstuhl. Das muß ein Fremder sein. Oder gehört er zu dir?«

»Nicht daß ich wüßte.«

Der Mann auf dem Zweirad kam ziemlich schnell näher. Mir fiel allerdings auf, daß er keinen Helm trug. Jetzt, wo er sich noch näher an uns herangeschoben hatte, identifizierte ich ihn auch. Der Mann trug die Uniform eines Motorway-Polizisten. Gerade er hätte die Vorschriften einhalten und einen Helm tragen müssen.

Da stimmte etwas nicht…

Ich ging vom Gas, worüber sich Grealy wunderte. »Du kannst ihm wegfahren, Sir.«

»Das will ich nicht. Laß ihn ruhig überholen. Ich wundere mich nur, daß ein Polizist keinen Helm trägt.«

»Das stimmt.«

Der Mann holte auf, obwohl er wie ein Betrunkener Schlangenlinien fuhr. Nicht sehr ausgeprägt, aber so, daß es uns bereits auffiel.

Und die Linien verstärkten sich noch. Sie wurden enger, beinahe wäre er gekippt.

»Der qualmt ja!« sagte Grealy.

Er hatte recht. Aus dem Körper des Fahrers und selbst aus seinem

Kopf drangen dünne, graue Fetzen, als würde er innerlich verbrennen. So etwas hatten wir schon gesehen.

»Mensch, ein… ein Vampir.«

Ich gab Grealy keine Antwort, hielt mich sehr links und schaute nur in den Innenspiegel.

Der andere befand sich mit dem Heck des Porsche fast auf gleicher Höhe. Leider konnte ich sein Gesicht nicht erkennen, denn vor den Zügen flatterte der dünne Rauch.

Auch Grealy hatte sich auf seinem Sitz gedreht. »Das ist doch nicht normal!« keuchte er. »Was soll die ganze Scheiße denn? Ich werde noch wahnsinnig!«

Er fummelte an seiner Schrotflinte herum, um sie aus der Spezialhalfter zu lösen.

Ich hielt mich zurück. Wahrscheinlich brauchte Grealy die Waffe nicht mehr, denn die Sonne würde die Aufgabe übernehmen, die eigentlich uns zustand.

Im Moment hielt sie sich etwas verdeckt. Wolken hatten sich vor den Ball geschoben. Auch über die Fahrbahn trieben wieder Schleier, in die wir hineinfuhren. Sie sahen aus, als würden sie angehoben und über die Motorhaube streifen.

Jetzt war er neben uns. Er wollte uns rechts überholen. Grealy beschwerte sich schimpfend über die Enge im Cockpit des Porsche.

Dagegen konnte ich auch nichts tun.

Seine Waffe hatte er noch nicht frei, ließ aber die Scheibe nach unten surren.

Kalte Luft wehte in den Wagen, vermischt mit einem häßlichen Brandgeruch.

»Laß die Flinte stecken!« rief ich Grealy zu. »Laß sie! Das reicht auch so!«

»Wie…?«

»Er verbrennt!«

Es war wie auf der Bühne. Nur hatte kein Mensch seinen Auftritt, dafür die Sonne. Als hätte jemand die Wolken zur Seite geschoben, so zeigte sie sich plötzlich. Sie stand tief, warf ihr helles, blendendes Licht in einem spitzen Winkel der Erdkugel entgegen und schien sich nur mehr für diese eine Straße zu interessieren, über die wir fuhren.

Sie traf die Gestalt des Fahrers beinahe wie ein Schlag.

Grealy und ich sagten nichts. Ich fuhr, und wir beide konnten nur staunen, wobei selbst mir eine Gänsehaut über den Rücken rann, als ich die Vorgänge so deutlich und dicht vor mir sah.

Aus dem Kopf des Mannes quoll nicht nur Rauch, sondern auch Feuer. Die Flammen hatten das Hindernis gesprengt, sie schlugen rechts und links der Ohren in die Höhe und wirkten dabei wie lange, zuckende Arme, die ins Leere griffen.

Der Fahrer gab trotzdem Gas. Ob bewußt oder nicht, wir konnten es nicht feststellen. Jedenfalls huschte er vorbei. Ich konnte soeben noch erkennen, daß die Gesichtshaut unter den Flammen schmolz.

Dann raste die Maschine nach rechts weg und jagte raketenartig auf einen Graben zu.

Der entflammte Vampir hielt sich noch für die Dauer von wenigen Sekunden, dann war es vorbei.

Er kippte aus dem Sattel, bekam eine rückwärtige Position und schlug auch mit dem Rücken auf den Asphalt. Gleichzeitig jagte sein führerloser Feuerstuhl in den Graben hinein, bekam das Übergewicht und röhrte in ein Gebüsch.

Der Fahrer lag auf der Straße, verkrümmt und in einer dichten Rauchwolke. Flammen zuckten aus ihr hervor.

Ich bremste ab. Der Wagen stand kaum, als Grealy die Tür aufstieß und auf die Straße schwang. Er hatte seine Waffe jetzt frei. Sicherheitshalber richtete er sie auf die Rauch- und Flammenwolke, brauchte allerdings nicht abzudrücken, denn die Reste, graue Asche, konnten uns nicht mehr gefährlich werden.

Ich blieb neben Grealy stehen, der den Kopf schüttelte. »Sir«, flüsterte er, »verstehst du das, Sir?«

»Kaum.«

»Es war ein Vampir, nicht?«

»So sieht es aus.«

»Und ein Bulle.«

»Polizist!« berichtigte ich ihn. Den Ausdruck Bullen konnte ich nun mal nicht ab.

»Okay, Sinclair, okay. Du hast ja recht. Aber wieso wird ein Bul… ähm … ein Polizist zum Vampir?«

»Indem man ihn beißt.«

Grealy nickte heftig. »Klar, weiß ich auch. Wer hat ihn aber gebissen und weshalb?«

»Ich weiß es auch nicht.« Mein Blick glitt zurück. »Bestimmt ist er vom Motorway abgekommen. Dort muß es ihn auch erwischt haben. Eine andere Erklärung gibt es für mich nicht.«

»Das Gefühl habe ich auch.« Selbst Grealy hatte eine Gänsehaut bekommen, und auch meine wollte einfach nicht weichen. Die Kleidung des uniformierten Kollegen war ebenfalls verbrannt. Ihre Reste vermischten sich mit der Asche, die einmal den Körper gebildet hatte. Der Wind würde sie bald von der Straße fegen.

Grealy schlich zurück. Er lehnte sich gegen den Porsche und hob die Schultern. »Verdammt noch mal, Sir, in was haben wir uns da hineingehängt? Kannst du mir das sagen?«

»Noch nicht.«

»Aber du hast Ahnung, was Vampire angeht – oder?«

»Ein wenig schon.«

»Hast du so etwas schon erlebt? Daß dieser verfluchte Blutsauger in Flammen aufgeht?«

»Eigentlich nicht. Bisher sind sie stets anders gestorben. Verfault, wie man es eben kennt.«

»Für mich sind das moderne Vampire. Sie fahren auf einem Motorrad. Dabei hätte er doch merken müssen, daß die Sonne aufgeht. Und ich frage mich auch, wohin der gewollt hat.«

Ich tippte Grealy an. »Das ist sogar die Frage aller Fragen. Wen hat er besuchen wollen?«

»Unser Dorf?«

»Nein oder ja. Vielleicht wollte er zu einem Versteck. Wir werden ihn nicht mehr fragen können.«

Grealy holte tief Luft. »Dabei habe ich immer angenommen, es wären nur die Tschechen zu Blutsaugern geworden. Was hatte dieser Polizist damit zu tun?«

»Zerbrich dir darüber nicht den Kopf«, erwiderte ich beim Einsteigen. »Los, wir müssen weiter!«

Grealy setzte sich rückwärts in den Wagen, schwang seine Beine herum und streckte sie aus. »Wenn sie uns schon am hellichten Tage begegnen, bin ich gespannt, wie es in Talley aussehen wird.«

»Einsam.«

»Das stimmt.«

Ich ließ den Porsche anrollen und fuhr über und durch die Asche, die der Wind bereits zu einer grauen Fahne hochgeweht hatte. Viel reden wollte ich nicht mehr, auch Grealy schwieg. Hin und wieder schüttelte er den Kopf. Minuten später rollten wir in Talley ein.

Ich hatte das Gefühl, in eine Totenstadt zu kommen…

***

Lorna Leyn fuhr herum, als sie die Stimme in ihrem Rücken hörte.

»Guten Tag, Miß…«

»Haaa…!« Das Mädchen bekam eine puterrote Farbe und preßte ihre Hand dorthin, wo das Herz schlug. »Meine Güte, haben Sie mich erschreckt.« Sie legte das Putztuch zur Seite, mit dem sie über die Fächer des ausgeräumten Thekenregals gestrichen hatte.

»Sorry, das wollten wir nicht«, sagte die blonde Frau, die neben einem Mann stand, der entweder ein Chinese oder Japaner war. So genau kannte sich Lorna damit nicht aus.

»Schon gut.« Lorna ließ ihre Blicke über die Gestalten der beiden Neuankömmlinge streichen. Die Frau hatte ihr blondes Haar zu einem flotten Pferdeschwanz im Nacken zusammengebunden. Im Gegensatz dazu stach die Kleidung ab. Sie besaß etwas Militärisches, denn das Natogrün der Hose fand sich im wärmenden Hemd unter der

offenstehenden Parkajacke wieder. Das Gesicht der Frau war schmal geschnitten, die Wangen vom Wind und der Kühle gerötet.

Jane hatte sich auf dieses Gesicht gefreut. Endlich sah sie wieder normal aus und brauchte nicht tagsüber mit einem Totenschädel herumzulaufen.

Der Mann neben ihr trug eine gefütterte Jacke, winterliche Jeans und einen dunklen Pullover. Er lächelte, aber trotz dieses Lächelns ging von ihm etwas aus, das Lorna zur Vorsicht mahnte. Dieser Mann konnte bestimmt auch anders sein.

»Dürfen wir eintreten?« fragte Jane.

»Sie sind ja schon da.«

»Ich heiße übrigens Jane Collins, das ist Suko. Wir beide kommen aus London.«

Lorna Leyn erschrak. Sie hoffte, daß man ihr diese Reaktion nicht angesehen hatte. Aus London waren auch die beiden Gäste namens Sinclair und Conolly gekommen. Ein bißchen viel London auf einmal, wie sie fand. War es unter Umständen möglich, daß sich die Personen, die jetzt eingetreten waren, kannten?

»Eigentlich haben wir ja noch nicht geöffnet…«

»Kein Essen?« fragte Suko.

»Nein, heute erst gegen Abend.« Sie deutete in den Raum. »Ich muß noch aufräumen.«

Jane lächelte. »Putztag, wie?«

»So ist es.«

»Einen Tee könnten Sie uns machen?«

»Ja… das ginge schon«, erklärte Lorna nach einigem Zögern.

»Warten Sie, ich werde in der Küche…« Der Rest des Satzes ging in einem unverständlichen Gemurmel unter.

Suko und Jane nahmen an einem Tisch Platz. »Seltsam, nicht wahr?« fragte der Inspektor.

»Du meinst die Reaktion der Kleinen?«

»Ja. Sie schien zu erschrecken, als wir erwähnten, woher wir kamen.«

»Das habe ich auch gesehen. Vielleicht haben wir uns auch getäuscht.«

»Ich weiß nicht so recht.«

Jane schaute sich um. »Sauber aber leer. Bills Porsche habe ich auch nicht gesehen.«

»Der ist gefahren.«

»Aber er wollte auf uns warten.«

Suko hob die Schultern. »Vielleicht ist etwas passiert. Man weiß ja nie.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand!«

»Ich habe von nichts Negativem gesprochen.«

»Wir werden sie sowieso fragen.«

Lorna kehrte zurück. Sie hatte den Tee in einer runden Kanne zubereitet und stellte das Tablett mit den beiden Tassen, der Milchkanne und dem Zucker ab. Sie trug Jeans, einen blau und gelb gestreiften Pullover und hatte ziemlich fahles Haar, das wie angeklatscht an ihrem Kopf lag.

»Danke«, sagte Jane und schenkte ein.

Lorna blieb für einen Moment neben dem Tisch stehen. »Stört es Sie, wenn ich hier weitermache?«

»Überhaupt nicht.«

»Danke.« Sie ging wieder hinter die Theke, wo sie das Regal weiterputzte.

Jane und Suko tranken den Tee in kleinen Schlucken. Es tat gut, nach der langen Fahrt etwas Warmes in den Magen zu bekommen.

Jane schaute des öfteren über die Theke hinweg. Lorna arbeitete zwar weiter mit dem Rücken zu Jane, doch ihre Bewegungen waren langsamer geworden. Sie schien sich darauf eingerichtet zu haben, den Gesprächen der beiden Gäste zu lauschen.

Jane sprach sie direkt an. »Wie wir erklärten, sind wir aus London gekommen. Eigentlich wollten wir hier bei Ihnen einen Freund treffen, Miß…«

»Ich heiße Lorna.«

»Okay, Lorna. Was ist mit dem Freund?«

Ihre Hand mit dem Wischtuch sank. »Ich werde ihn wohl nicht kennen.«

»Er heißt Bill Conolly«, sagte Suko. »Außerdem kam er nicht allein. Ein anderer Freund war bei ihm. John Sinclair. Sie sind mit einem Porsche aus London abgefahren.«

»Ach ja…?«

Jane trank, und Suko fragte: »Dann waren die beiden also nicht hier bei Ihnen?«

»Nein.« Lorna putzte weiter.

»Sind Sie sicher?« erkundigte sich Jane noch einmal.

»Absolut.«

»Komisch«, meinte Suko. »Ich weiß aber genau, daß Mr. Conolly mich aus Ihrem Gasthaus angerufen hat.«

»Das glaube ich nicht. Er war nicht hier. Woher wollen Sie denn wissen, daß er Sie von uns aus anrief?«

»Das sagte er mir.«

»Er kann auch gelogen haben.«

»Der Meinung bin ich nicht. Mir wurde weiter gesagt, daß Mr. Sinclair mit dem Porsche schon vorgefahren war. Mr. Conolly aber wollte hier auf uns warten.«

»Ich kenne beide nicht.« Lorna hatte Jane und Suko bei ihren Antworten nie angesehen und ihnen stets den Rücken zugedreht. Das

Putzen des Regals glich auch mehr einer Beschäftigungstherapie, das war ihnen längst klar geworden.

»Aber Sie vermieten Zimmer?« fragte Jane.

»Klar.«

»Und die beiden waren nicht hier?«

»Nein!«

»Arbeiten Sie hier allein?« Die Fragen prasselten auf Lorna Leyn nieder.

»Natürlich nicht.«

»Wem gehört das Gasthaus?«

»Meinen El…« Lorna schwieg hastig. Sie hörte das Lachen der Jane Collins. »Sprechen Sie es ruhig aus. Dieses Gasthaus und kleine Hotel gehört also Ihren Eltern.«

»Ja«, gab sie zögernd zu.

»Dann könnten wir sie ja fragen.«

Endlich drehte sich das Mädchen um. Es stützte beide Hände auf die innere Thekenkante. »Meine Eltern sind weggefahren. Sie kommen erst gegen Abend wieder, wenn wir öffnen.«

»Soviel Zeit haben wir nicht«, gab Suko zu.

»Sorry.« Lorna lächelte mokant. [2] Sie sah sich schon auf der Siegerstraße.

Janes Frage traf sie deshalb überraschend. »Weshalb lügen Sie, Miß Lorna?«

»Ich?« Sie bekam große Augen. »Welchen Grund sollte ich haben, Sie zu belügen?«

Jane nickte ihr zu. »Das fragen wir uns auch. Wir sind nämlich überzeugt davon, daß unsere beiden Freunde hier abgestiegen sind und zumindest einen Teil der Nacht in diesem Gasthof verbracht haben.«

»Sie haben sich eben geirrt.« Lorna strich das Haar zurück, und verließ ihren Platz hinter der Theke. Ihr Ziel war ein mit Wasser gefüllter Eimer aus rotem Plastik. Sie bückte sich, um das Tuch im Wasser auszuwaschen. Dabei drehte sie Jane und Suko den Kücken zu. Gleichzeitig rutschte der Saum ihres Pullovers in die Höhe.

Die neuen Gäste bekamen große Augen. Suko handelte zuerst. Er stand blitzschnell auf und hatte Lorna mit drei lautlosen Schritten erreicht. Bevor sie mitbekam, was ihr geschah, griff Suko zu und zog die im Hosenbund steckende Pistole hervor.

»Was haben wir denn da?«

Lorna fuhr herum. Ihr Gesicht glühte. Die Augen glänzten. Sie glich einer Wildkatze. »Geben Sie die Waffe her!« Sie wollte Suko die Pistole aus der Hand reißen. Der aber war schneller und versteckte sie auf dem Rücken. Es sah so aus, als wollte Lorna ihm das Gesicht zerkratzen. Sie beherrschte sich im letzten Augenblick.

»Ist das Ihre Pistole?« fragte Suko.

»Ja!«

»Schön.« Er nickte. »Besitzen Sie einen Waffenschein?«

Lornas Gesicht zeigte einen trotzigen Ausdruck. »Ich wüßte nicht, was Sie das angeht, Mister.«

»Es geht mich einiges an«, sagte Suko. »Zufällig bin ich Polizist.«

»Das glaube ich nicht.«

Suko holte einen Ausweis hervor und ließ das Mädchen lesen. Er steckte ihn wieder weg und sprach mit veränderter Stimme. »So, Lorna, kommen wir mal zur Sache!«

»Ich wüßte nicht, was…«

»Die Waffe gehört also Ihnen«, unterbrach Suko sie. »Welches Fabrikat ist es?«

»Das weiß ich doch nicht.«

»Sie kennen nicht das Fabrikat, das Modell?« Suko lächelte süffisant. »So etwas habe ich noch nie bei jemandem erlebt, der sich auf eine Schußwaffe verläßt. Dann will ich es Ihnen sagen. Diese Pistole ist eine Beretta, ein italienisches Modell.«

»Na und?«

»Hören Sie zu. Außerdem ist die Waffe nicht mit normalen Kugeln geladen, sondern mit speziellen Geschossen aus geweihtem Silber. Wetten, daß es der Fall ist?«

»Sie… Sie spinnen ja.« Lorna wollte weiterhin bockig erscheinen, konnte die Unsicherheit nicht überdecken. Sie schabte mit ihren Handflächen über die stoffbedeckten Oberschenkel, als ihr Suko die Beretta zeigte und das Magazin aus dem Griff schnellen ließ. Dann puhlte er eine Kugel hervor. »Da, schauen Sie! Sie besteht aus Silber. Nur wenige Menschen befinden sich im Besitz einer derartigen Waffe. Unter anderem unsere Freunde John Sinclair und Bill Conolly. Ich trage übrigens selbst eine Silberkugel-Beretta. Und jetzt möchte ich gern wissen, wo die beiden Männer hingefahren sind. Und wann sie abfuhren.«

Lorna ging rückwärts, bis sie die Theke erreicht hatte. Mit dem Rücken lehnte sie sich gegen den Handlauf. Sie atmete nur durch die Nase, ihr Blick flackerte dabei, die Lippen zuckten, und sie hatte ihre natürliche Gesichtsfarbe verloren.

»Wir warten«, sagte Jane, in den letzten Minuten nur mehr Beobachterin. »Aber lassen Sie sich nicht zu lange Zeit, Lorna. So etwas geht nie gut. Glauben Sie mir.«

Das Mädchen nickte Jane zu. »Ja, Sie haben recht. Mr. Conolly und Mr. Sinclair waren hier.«

»Wunderbar. Weshalb nicht gleich so?«

»Ich gebe normalerweise keine Auskünfte über Gäste.«

»Das ist auch richtig und lobenswert«, erklärte Jane Collins. »Sie

kommen sogar dermaßen gut mit Ihren Gästen aus, daß diese Ihnen ihre Waffen überlassen.«

»So muß es wohl gewesen sein«, erwiderte sie pikiert.

»Wollen Sie uns für dumm verkaufen?« fragte Jane und stand auf.

Sie ging auf Lorna zu. »Ich möchte Sie noch einmal bitten, nicht mehr zu lügen. Wir bekommen die Wahrheit heraus. Es ist allerdings besser, wenn Sie sie uns sagen.«

»Das habe ich schon. Ich kann Ihnen das Zimmer der beiden zeigen. Ihre Freunde sind nicht mehr da.«

»Wann fuhren sie weg?«

»In der Nacht.«

»Gemeinsam?«

»Ja.«

»Lüge«, sagte Suko. »Bill Conolly hat mich angerufen und erklärt, daß John Sinclair vorgefahren ist. Okay, Mädchen, der Spaß hat ein Ende. Sie besitzen Bills Waffe. Wie sind Sie an die Beretta herangekommen? Freiwillig gibt er sie nicht aus der Hand.«

»Ich habe sie gefunden.«

»Ach nein – und wo?«

»In seinem Zimmer. Er muß sie dort verloren haben.«

»Und er fuhr waffenlos weg?«

»Ja.« Frech schaute Lorna Suko ins Gesicht. »Das heißt, er ging weg. Seinen Porsche hat Mr. Sinclair genommen. Wenn Sie das Zimmer sehen wollen, dort steht noch sein Gepäck. Mr. Conolly ist mitten in der Nacht gegangen.«

»Ja, wir möchten das Zimmer sehen!« sagte Jane.

»Folgen Sie mir.«

Jane schüttelte den Kopf und flüsterte Suko zu: »Meine Güte, wie kann man nur so verlogen sein!«

»Da steckt mehr dahinter.«

»Aber was?«

»Das frage ich mich auch. Zumindest mit Bill muß irgend etwas passiert sein. Oder glaubst du, daß er seine Beretta freiwillig aus der Hand gibt?«

»Bestimmt nicht.«

Sie schritten die Stufen hoch in die erste Etage, wo sie ein enger Flur schluckte. Bills Zimmertür war nicht einmal verschlossen. Lorna drückte die Tür auf und wollte die beiden vorbeilassen.

»Nach Ihnen«, sagte Suko, »und Sie bleiben bei uns.«

»Weshalb?«

»Es könnte ja sein, daß wir noch Fragen haben – nicht wahr?«

»Wie Sie wollen.«

Suko schaute sich im Zimmer um. Jane blieb an der Tür stehen und beobachtete Lorna. Sie machte jetzt wieder einen sicheren Eindruck,

lächelte sogar, als sie sah, daß Suko nichts fand.

Er untersuchte auch Bills Gepäck, ohne auf eine Spur zu stoßen.

Achselzuckend kam er auf Jane zu. »Tut mir leid. Er hat uns keinen Hinweis auf irgendein Ziel hinterlassen.«

»Das hat er auch mir nicht gesagt«, erklärte Lorna.

Suko gab keine Antwort. Er suchte die andere Zimmerhälfte ab und schob Lorna dabei zur Seite. Einen Herzschlag später erstarrte er in seiner gebückten Haltung, den Blick dabei starr zu Boden gerichtet. Ein leiser Pfiff drang über die gespitzten Lippen.

»Was ist denn?« fragte Jane.

Suko gab keine Antwort. Er bückte sich und hob etwas auf, das nahe eines Schrankbeins auf dem Fußboden gelegen hatte. »Schaut euch das einmal an«, sagte er leise.

Lorna bewegte sich kalkbleich auf die Tür zu, aber Jane vertrat ihr den Weg. »Das ist eine entleerte Einwegspritze«, sagte sie leise.

»Genau.« Suko blickte das Mädchen an. »Und jetzt frage ich Sie, wie diese Spritze hier in das Zimmer ihrer beiden Gäste gelangt ist. Auf Ihre Antwort bin ich gespannt.«

»Das weiß ich doch nicht«, sagte Lorna patzig. »Vielleicht hing Ihr Freund an der Nadel!«

»Mensch, halten Sie den Mund!« fuhr Suko Lorna an. Er hatte Mühe, sich zu beherrschen, und das kam bei ihm selten vor. Aber er fühlte sich von Lorna auf den Arm genommen, das war kein Spaß mehr. Der Inspektor hielt die Spritze gegen das durch das Fenster strömende Licht. »Man kann noch einen Fingerabdruck erkennen. Ich glaube nicht, daß er von unserem Freund stammt. Soweit ich mit bloßem Auge sehe, ist der von Ihnen, Lorna. Sie haben die Spritze gehalten und das Ding Bill Conolly in den Körper gerammt. Wo ist er?«

»Nicht hier!«

»Dann haben Sie ihn weggeschafft!« rief Jane.

»Nein!«

Beide bissen bei diesem jungen Mädchen auf Granit. So etwas hatten sie noch nie erlebt. Lorna war härter als mancher Gangster, den Suko schon verhört hatte.

»Wollen Sie das Haus durchsuchen?« fragte sie. »Es steht Ihnen zur Verfügung.«

»Nein!« Suko schüttelte den Kopf. »So dumm werden Sie nicht gewesen sein. Ich bin davon überzeugt, daß Sie Mr. Conolly weggeschafft haben. Aber ich frage mich, aus welch einem Grund Sie das getan haben. Wer gab Ihnen den Befehl?«

»Kann ich gehen? Ich muß unten weitermachen.«

Suko wollte noch etwas sagen, doch Jane Collins hob den Arm.

»Laß es gut sein.«

Sie verließen das Zimmer. Wieder ging Lorna vor. In der Gaststätte

sagte sie: »Ich bekomme von Ihnen noch Geld für den Tee.«

»Das können Sie haben.« Suko zählte die Münzen ab. Dann wandte er sich zur Tür. »Bisher haben Sie gewonnen, Lorna. Aber man kann nicht nur gewinnen. Einmal kippt auch die Lage. Sie stehen dicht davor. Ich sage Ihnen nur eines. Wir kommen noch einmal wieder. Entweder mit oder ohne Mr. Conolly. Sollten wir dann herausgefunden haben, daß Sie in der Sache tief drinhängen, gibt es Ärger. Sogar sehr großen.« Mit diesen Worten verließen Suko und Jane das Haus.

»Mein lieber Schwan«, sagte die Detektivin. »Dieses kleine Biest hat uns eingemacht.«

»Das kannst du laut sagen.« Suko schloß die Türen des diamantschwarzen BMW auf. Bevor sie starteten, warf er noch einen Blick auf das Haus. Er sah die Gestalt des Mädchens hinter einer Fensterscheibe, rechts neben der Tür. Wenn ihn nicht alles täuschte, lächelte Lorna kalt.

Wütend fuhr Suko an…

***

Auch ich fuhr, aber ich befand mich bereits am Ziel. Der Ort Talley lag vor uns.

Wir rollten hinein in diese tote, geisterhafte, kleine Stadt. Ausgebreitet lag sie in einer Talsenke mit einer ziemlich breiten, aber nicht asphaltierten Straße, die in Kurven und Krümmungen den kleinen Ort durchschnitt. Als ich mich über den Belag wunderte, lachte Grealy auf. »Die haben kein Geld mehr gehabt und deshalb nicht mehr weiterbauen können. Wir leben hier am Ende der Welt.«

Zwischen den schlicht gebauten Häusern und Höfen schimmerten die Weideplätze für das Vieh in einem grünbraunen Ton. Selbst die widerkäuenden Kühe sahen traurig aus.

Hinter der ersten Rechtskurve entdeckte ich so etwas wie das Zentrum von Talley. Besonders wegen der Kirche, die ihren schlanken, spitzen Turm in den Himmel reckte.

Die Sonne zeigte jetzt eine blasse Farbe. Die Feuchtigkeit überwog doch und ließ bereits nun die ersten dünnen Nebelschwaden entstehen, die als bleiche Decken über dem Land lagen.

»Wo sind hier die Menschen?« fragte ich leise.

»Die haben sich verkrochen.«

»Auch die Frauen?«

»Ja, Sir. Sie erklären sich mit den Männern solidarisch. Es ist schon ein Wahnsinn, das kannst du mir glauben.«

Den Wahnsinn erlebte ich in meinem Job tagtäglich. Worüber andere lächelten oder abwinkten, weil es für sie unwahrscheinlich und unglaublich war, damit hatte ich ständig zu tun.

Ich rollte aus der Kurve heraus, sah die Dorfmitte und auch das Wohnmobil, das dort parkte. Es stand praktisch im Schatten der Kirche, was mich zu einer Frage veranlaßte: »Wie sieht es mit dem Pfarrer aus? Wie steht er den Dingen gegenüber?«

»Gar nicht.«

»Wieso?«

»Es gibt keinen Pfarrer. Der letzte verstarb vor nicht ganz einem Jahr. Seit dieser Zeit sind wir ohne geistlichen Beistand. Tja, Sir, so sieht es aus.«

Dann war dieser Ort in der Tat ein idealer Nährboden für blutgierige Vampire.

Der Porsche rollte aus. Zwei andere Fahrzeuge, die hier parkten – ein Ford und ein alter roter Mini Cooper –, wirkten befremdend, als würden sie überhaupt nicht hergehören.

Nahe des Eingangs zum Kirchenvorplatz stiegen wir aus. Durch das Verschwinden der Sonne hatte sich die Kälte wieder Platz verschaffen können. Ich fröstelte etwas.

Dabei kam ich mir vor wie in einem Western. Neben dem Wohnmobil standen die bewaffneten Vampirjäger wie die Banditen, die darauf warteten, die Stadt einnehmen zu können.

Mein Blick glitt auch an den in der Nähe liegenden Fronten der alten Steinhäuser entlang. Ich entdeckte zahlreiche Fenster, hinter deren Scheiben sich schemenhafte Gesichter abzeichneten. Ob Frauen oder Männer, das war nicht genau zu erkennen.

So bleigrau wie der Himmel war auch meine Stimmung geworden. Grealy stand neben mir und fragte: »Willst du es den anderen sagen? Ich meine die Sache mit den Polizisten.«

»Nein. Wozu?«

»Okay.«

Hank setzte sich in Bewegung. Schwerfällig kam er zu uns. Sein Gesicht hatte wieder etwas Farbe bekommen. Er hob die Schultern.

»Wir haben diesen Verräter leider nicht gesehen. Kropec muß sich verkrochen haben.«

»Und wo könnte er das?«

»Bei seinen Landsleuten.«

»Da wollten wir sowieso hin«, sagte Grealy. »Kommst du mit, Sir?«

»Klar.«

»Aber zu Fuß. Hier in Talley kann jedes Ziel ohne Fahrzeug erreicht werden.«

Grealy übernahm die Führung. Ich hielt mich an seiner Seite. Die anderen folgten uns. Das knirschende Geräusch unserer Schritte wehte als Echo über die Straße.

An den Hängen der Hügel, wo sich auch die Weideflächen befanden, standen keine Häuser mehr. Nur Schuppen oder Scheunen, deren oft

schiefe Bauweise auffiel.

Ich sah auch die Steinwälle, die man errichtet hatte, um die Saat auf den Feldern vor dem Wind zu schützen. Das war eigentlich typisch für Cornwall, aber auch in Wales hatte man es übernommen.

Noch etwas fiel mir auf.

Vor den Fenstern und den Türen einiger Häuser hingen lange, krumme Würste aus Knoblauchknollen. Wenn sie der Wind erfaßte, schaukelten sie schabend an der Hauswand entlang.

»Die verdammten Tschechen nehmen wir auseinander!« hörte ich Tom sagen. »Die haben mir sowieso nie gepaßt.«

Und mir paßte sein Gerede nicht. Das sagte ich ihm auch, als ich stehengeblieben war und mich gedreht hatte. Ich schaute ihm dabei ins Gesicht. »Halt ja dein Maul. Tom Erskine. Ich will hier keinen Rassenhaß. Ebensogut hätte es euch erwischen können.«

»Aber Milena ist eine aus der Tschechei.«

»Sie ist eingebürgert worden.«

»Du Bulle hast wohl was mit ihr gehabt. Kann sie gut bumsen, die kleine Vam…?«

Ich gehöre zu den geduldigen Menschen oder bilde mir das jedenfalls ein. Irgendwo ist auch bei mir eine Grenze. Und die hatte Tom Erskine mit seinen dummen, widerlichen und törichten Bemerkungen jetzt erreicht. Er war derart überrascht, als ich auf ihn zusprang, daß er keine Abwehrbewegung machte.

Alle Anwesenden hörten das Klatschen. Zuerst erwischte es seine rechte, danach die linke Wange. Ohrfeigen können weh tun. Und die beiden brannten auf seinem Gesicht.

Jetzt torkelte er zurück, gab einen heulenden Laut von sich und schüttelte den Kopf.

»Reicht es?« fragte ich.

Er kam, denn es hatte nicht gereicht. Den Kopf vorgestreckt, den Körper gebückt.

In den Magen wollte er mir den Schädel rammen, aber mein Knie bekam ich schneller hoch. Ich drehte mich gleichzeitig zur Seite und erwischte ihn zwischen Kinn und Schulter.

Sein Lauf wurde gestoppt. Wie ein Stier den Schädel, so schüttelte er den Kopf, wälzte sich plötzlich am Boden und riß ein langes Messer hervor.

»Nicht doch!« sagte ich laut genug, als er in die Höhe sprang. Ich hörte auch Grealys Stimme, der mit seiner Schrotflinte Toms Bruder Wayne in Schach hielt.

»Bleib du ganz ruhig, Junge, sonst werden noch zwei unglücklich. Und Sinclair ist besser.«

Tom starrte mich nicht allein an. Er schaute auch in die Mündung der Beretta, die ich gezogen hatte. »Willst du es wirklich darauf

ankommen lassen?« fragte ich.

Er grinste plötzlich und bekam Falten in seine rot angelaufenen Wangen. »Nein, Bulle, nicht mehr. Ich weiß, daß eine Kugel schneller ist. Okay, du hast gewonnen.«

Grealy ging zu ihm. Er drehte Tom das Messer aus der Hand.

»Das soll kein Mißtrauen sein, Junge. Es dient allein zu deiner Sicherheit. Du mußt dich vor dir selbst schützen. Wer mit einem derartigen Temperament ausgestattet ist, dem kann man kein Messer in die Hand geben. Ist doch klar – oder?«

»Hau ab!«

Grealy steckte die Klinge ein. Tom Erskine kam wieder auf die Beine. Er klopfte Staub aus seiner Kleidung.

»Können wir jetzt weitergehen?« fragte Hank.

»Wegen mir immer«, sagte Grealy. »Und du willst die Erskine-Brüder mitnehmen?«

»Ungern.«

»Dann laß sie hier.«

»Nein!« keifte Wayne Erskine. »Wir waren von Beginn an dabei und machen auch weiter!«

»Sollen sie?« fragte Grealy mich.

»Meinetwegen.«

Wir marschierten weiter in den nebligen Nachmittag hinein. Im November wird es früh dunkel. Ich glaubte nicht daran, daß die Blutsauger bis zum Einbruch der Nacht warten würden. Sie kamen sicherlich früher aus ihren Höhlen, Eigentlich drehte sich alles um eine Person, die wir bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hatten.

Niemand wußte, wo diese Milena steckte. Das war eben das Fatale an der Sache. Da konnten wir uns die Hacken absuchen, ohne sie zu finden.

Mir wollte das Kloster nicht aus dem Sinn, und ich glaubte auch, daß ihre ehemaligen Landsleute mehr wußten.

Von der breiten Straße bogen wir ab in eine wesentlich schmalere.

Hier standen die Häuser dichter zusammen. Auch kleine Geschäfte entdeckte ich.

Einen Sattler, der gleichzeitig Schuhe verkaufte, einen Bäcker, einen Fleischer und einen Laden, in dem man vom Nähgarn bis zum Topf so ziemlich alles für den Haushalt kaufen konnte.

Mir fiel nur auf, daß sich in den Läden kein einziger Kunde aufhielt. Nur die Besitzer, die uns aus großen Augen an ihren Schaufensterscheiben vorbeigehen sahen. Der Weg mündete in einen Platz, um den sich einige Häuser gruppierten. Sie standen auch noch weiter zurückgesetzt, wo das Gelände leicht anstieg und später zur Weide wurde.

Grealy und ich hatten uns an die Spitze der Gruppe gesetzt. »Hier

wohnen sie.« Mit einer Armbewegung umschloß er die Häuser.
»Auch Kropec?« fragte ich.
»Ja, Sir, dort hinten.« Er zeigte auf das letzte Haus. Es duckte sich schon an den Hang.
Hinter keinem Fenster brannte Licht. Niemand schaute offen zu uns herüber. Die Stille lastete träge über dem Ort. Sie war wie eine schwere Decke, die stets auf uns niederfiel. Möglicherweise bildete ich mir das auch ein. Es konnte auch am Dunst liegen, der vor den Häusern der Tschechen hertrieb wie eine dünne Fahne.
»Dann laßt uns mal«, sagte Grealy. Als erster setzte er sich mit stampfenden Schritten in Bewegung.
»Hat Kropec Familie?« fragte ich.
»Nein, nicht direkt. Er ist Junggeselle und lebt bei seiner Mutter. Da ist auch noch eine Tante. Du wirst die beiden Frauen kennenlernen, keine Sorge.«
»Sie werden bestimmt den Mund halten.«
»Das weiß man nie.«
Wir hatten das Haus erreicht und blieben vor der einfachen Bohlentür stehen. Hier hingen keine Knoblauchstauden vor den Fenstern oder Türen.
Hinter einer Scheibe bewegte sich die Gardine. Man hatte uns also gesehen. Eine Klingel entdeckte ich nicht, dafür eine mechanische Schelle in der Türmitte.
Grealy drehte sie. Die Schelle klang schrill und aggressiv.
Ich drehte mich um.
Die vier anderen Männer hinter mir standen dort wie eine Mauer.
Dicht an dicht. Die Erskine-Brüder hatten Cockney und Hank in die Mitte genommen. Tom starrte mich haßerfüllt an.
»Reiß dich zusammen«, sagte ich nur.
»Irgendwann reiße ich dich auseinander, Bulle.«
»Das kannst du versuchen!«
Jemand öffnete die Tür. Eine ältere, gebückt stehende Frau in einem langen Kleid, das ihr wie ein dunkler Vorhang bis zu den Füßen reichte. Sie hatte ein Tuch um die Schultern und ein zweites um ihren Kopf geschlungen. Das Gesicht besaß helle Haut, fast ohne Falten. Die Augen über den dicken Pausbacken wirkten ängstlich.
»Ja – bitte?«
Sie sprach ein Englisch, das ich kaum verstehen konnte. Dafür Grealy, der auch die Antwort gab. »Es geht um deinen Sohn, Anna. Bitte, können wir ihn sprechen?«
»Er ist nicht da.«
»Hm. Weißt du, wo er sich befindet? Hat er dir vielleicht etwas gesagt?«
Sie hob die Schultern. »Nein, aber ich habe Angst um ihn.«

»Gibt es dafür einen Grund?«

Die Frau hob die Schultern. »Das kann ich euch nicht sagen. Jedenfalls habe ich Furcht um Basil. Er ist so anders gewesen in der letzten Zeit. Gar nicht mehr wie mein Sohn.«

»Wie dann?«

»Fremd!« flüsterte sie. »Ja, er war mir so schrecklich fremd, wenn du verstehst, Grealy.«

»Eigentlich nicht. Wenn du das jedoch sagst, Anna, wird es schon stimmen.«

»Ja, ja…«

»Und wie hat er sich verhalten?« wollte ich wissen. »Ich meine, Ihnen gegenüber?«

»Er hat nie darüber gesprochen, nur vor sich hingemurmelt. Er sprach von den neuen Zeiten, die anbrechen werden. Von den Tagen und Jahren der Finsternis, und er sprach von einer Frau, die alle kennen. Milena. Ich habe den Eindruck, daß mit ihm das gleiche geschehen wird oder geschehen ist wie mit unseren anderen Freunden.« Sie weinte. »Ich schäme mich deswegen, so etwas sagen zu müssen. Ich bete für ihn, aber es wird nicht mehr viel nutzen.«

»Mann, Alte, rede nicht so ein dummes Zeug! Sag, wo du ihn versteckt hast, deinen Kretin von Sohn!«

Grealy wirbelte herum. Der Zufall wollte es, daß auch seine Schrotflinte die Bewegung machte. Ihr stand ausgerechnet der Sprecher im Weg. Der Lauf hämmerte gegen Tom Erskines Hüfte. Wir alle hörten, wie er gegen den Knochen prallte.

Erskine stöhnte auf, fluchte und schaute in die Mündung. »Nicht weiter, Tommy…«

»Grealy, ich schlage dich…«

»Später, Tommy, später. Deine großen Zeiten sind vorbei, ehe sie noch angefangen haben.«

»Shit auch.«

Grealy drehte sich wieder um. »Entschuldige, Anna, aber manche Leute können sich eben nicht benehmen.«

Sie lächelte zuckend. »Ich weiß, und ich kann euch leider nicht helfen. Bitte, ihr müßt…«

»Wir verstehen das, Anna. Aber du mußt auch verstehen, daß wir deinen Sohn finden wollen.«

»Klar.« Sie senkte den Blick. Die Finger ihrer Hände »verknotete« sie. Es waren die Hände einer Frau und Mutter, die die harte Arbeit eines Lebens hinter sich hatte. Gezeichnet durch zahlreiche Runzeln, Falten und Altersflecken. »Gott schütze euch«, flüsterte sie zum Abschied. »Und Gott möge auch meinen Sohn beschützen, das wünsche ich mir.«

»Ist gut, Anna.« Grealy strich der Frau mit einer zärtlichen Bewegung über den Kopf.

Auch Hank, Cockney und ich waren betroffen. Nur die Brüder grinsten hinterhältig.

Anna schloß die Tür. Wir drehten uns um, schauten in die Dunstschwaden und mußten erkennen, daß wir hier nichts mehr erfahren konnten. »Keine Männer mehr«, sagte Hank leise. »Sie alle sind in die verdammte Blutbahn geraten.«

Cockney drückte seinen Hut fester. »Und wo sollen wir jetzt weitersuchen oder fragen?«

Die Antwort gab ich, der Fremde, ihm. »Ist nicht von diesem Kloster gesprochen worden?«

Cockney nickte.

»Dann werden wir uns dort auf die Lauer legen. Es kann bis zum Einbruch der Dunkelheit nicht mehr lange dauern…«

***

»Man hätte sie auch nicht zwingen können«, sagte Jane zum wiederholten Male. »Nein, das wäre uns beiden gegen den Strich gegangen. Wir sind keine Folterer.«

Bewußt hatten sie die Sätze stets wiederholt. Es war so etwas wie ihre eigene Abrechnung mit der Vergangenheit, in der Jane oft schlimm gebeutelt worden war.

Jetzt war sie wieder okay. Sie stand auf der richtigen Seite und freute sich darauf, den Fight gegen die Mächte der Finsternis wieder aufnehmen zu können. Zudem war sie John Sinclair dankbar, der dafür gesorgt hatte, daß sie mit Suko fahren konnte. Er wollte ihr eben die Chance geben.

Jane war auch bewaffnet. Da sie gegen Vampire kämpfen mußten, hatte sich Jane mit einer besonderen Waffe eingedeckt. Sie gehörte eigentlich John Sinclair, war allerdings keine Silberkugel-Beretta, sondern eine Pistole, die beinahe die Größe einer MPi aufwies, aber statt Kugeln zugespitzte Eichenbolzen verschoß.

Jane und Suko befanden sich noch auf dem Motorway. Zunächst war die Fahrt glatt gelaufen, dann aber, fast wie aus heiterem Himmel, waren die Dunstschwaden gekommen.

Dieser verfluchte Novembernebel, der über die Hügel kroch und in gewaltigen Wellen gegen die Fahrbahnen anrollte, auf denen er sich verteilte. Dadurch kam es zwangsläufig zu Staus, und in einem davon steckten auch Jane und Suko.

Die Schlange aus Blech stand in der Höhe von Swansea, nicht weit von der Abfahrt entfernt, wo sie runtermußten.

Stop and Go, so ging es schließlich weiter. Den Stau hatte nicht der Nebel verursacht. Ein Auffahrunfall mit geringem Sachschaden trug daran die Schuld.

Drei Fahrzeuge hatten sich ineinander verkeilt. Die Fahrer standen

mit den Polizisten daneben und lamentierten.

Langsam rollte der schwarze BMW vorbei. »Traust du der Kleinen eigentlich einen Mord zu?« fragte Jane in das Schweigen hinein.

»An Bill?«

»Wer kommt sonst in Frage.«

Suko hob die Schultern. »Ich weiß nichts, Jane. Ich weiß überhaupt nichts. Wir wollen doch mal ehrlich sein. Diese Lorna Leyn ist nicht der Typ, der von sich aus handelt. Da steckte jemand dahinter, das kann ich dir schwören.«

»Und wer? Jemand aus dem Ort?«

»Glaube ich nicht.«

»Ein Schwarzblütler.«

»Das schon eher.« Die Schlange löste sich auf. Wie flache Schatten stachen die Wagen in den Dunst, der sich glücklicherweise noch nicht zu einem dicken Wattefilm entwickelt hatte.

»Nächste Abfahrt«, sagte Jane.

»Nein, bis zum Ende.«

»Meinetwegen.« Jane schaute auf die Karte. »Von dort an können wir auf einer Straße bleiben.«

Der Nachmittag neigte sich dem Ende zu. Der Tag würde verschwinden müssen und zunächst der Abenddämmerung den Platz räumen. Anschließend würde sich die Nacht über das Land legen, und mit der Dunkelheit konnten die Vampire kommen.

»Vielleicht hätten wir sie doch härter anfassen sollen«, sagte Jane leise. »Ich komme einfach nicht darüber hinweg, daß Bill so mir nichts dir nichts verschwunden sein soll.«

»Man hat ihn weggeschafft.«

»Das Mädchen?«

»Vielleicht hatte Lorna einen Helfer. So einfach ist ein Mann wie Bill auch nicht aus dem Haus zu schaffen. Ich gehe fast davon aus, daß wir ihn in Talley wiedertreffen.«

»Wie auch John?«

»Ja.«

»Und seine Milena.«

»Hör auf, Jane, sie ist nicht *seine* Milena«, stellte Suko richtig. »Früher einmal hat sie Bill und John angemacht, aber das ist längst Schnee von gestern.«

»Wir werden sehen.«

Die Abfahrt erschien. Suko rollte hinein, dann in den großen Bogen, sah Warnlampen durch die Schleier leuchten und suchte nach der Straße in Richtung Talley.

Llandeila war der erste Punkt, und da fuhren sie hin. Als sie den Ort erreichten, hatte der Abend bereits den Nachmittag zur Seite gedrängt. Es wurde dunkel.

Schatten und Nebel kamen zusammen, vermengten sich zu einem konfusen Wirrwarr, durch das die Strahlen der Scheinwerfer nur schwerlich dringen konnten.

Was nun folgte, war fast eine Höllenfahrt. Die Straße, nicht besonders breit, wurde von der Einsamkeit verschluckt. Der Dunst bauschte sich auf zu Nebelbänken, die sich wiederum verdichteten und manchmal wie Watte über der Fahrbahn lagen.

»Hier etwas zu finden, kannst du mit der Suche nach der Nadel im Heuhaufen vergleichen«, sagte Jane.

»Bis Talley werden wir kommen. Außerdem«, Suko deutete nach vorn, »bleibt der Nebel nicht so stark.«

In der Tat löste er sich auf. Das war bereits öfter geschehen. Die Nebelbänke lösten sich ab mit freien Stellen, wo sich überhaupt kein Dunst befand und der Himmel gesehen werden konnte. Das bleiche Gesicht der Gestirne zeichnete sich auf dem Untergrund ab. »Ich kann mir schon vorstellen, daß sich Vampire hier wohl fühlen«, meinte Jane. »Das ist die richtige Umgebung für sie.«

»Meinst du?«

»Klar doch. Nebel, Dunkelheit, ein fast voller Mond. Sieht aus wie ein bleiches Auge.« Jane schüttelte sich. »Wenn ich an früher denke, da habe ich das Licht des Mondes geliebt. Heute… verdammt, Suko, was ist das denn?«

»Nebel…«

»Klar, weiß ich auch.«

Sie hatten beide von der Wand gesprochen, in die zwei Scheinwerferstrahlen hineinglitten und aufgesaugt wurden. Sie erhellten einen Teil der wolkigen Fläche. Darauf kam es Jane und Suko nicht an.

Scharf zeichnete sich die Gestalt davor ab.

Ein Mann!

Ob er direkt auf oder nur zur Hälfte auf der Straße stand, war nicht genau zu erkennen. Auf die beiden im BMW wirkte er wie ein Pantomime, der mit abgehackten Bewegungen in die Scheinwerferlanzen hineinwinkte, als wollte er den Wagen stoppen.

Jane lachte scharf auf. »Ein Anhalter«, sagte sie. »Wie schön.«

»Das wird sich noch herausstellen.«

»Willst du denn stoppen?«

»Klar. Der steht doch nicht zufällig da. Und einen Wagen, den er in den Graben gesetzt hat, sehe ich auch nicht.«

»Jetzt geht er sogar auf die Straßenmitte.« Jane schüttelte den Kopf. Der Mann trug dunkle Kleidung. Sie wurde von einem Mantel aus Nebelstreifen umwabert. Der Dunst kroch an ihm hoch und ließ seine Gesichtszüge verschwimmen.

Suko stoppte den BMW direkt vor ihm.

»Müssen wir den einladen?« fragte Jane, denn sie sah, daß der Mann keinerlei Anstalten traf, sich in Bewegung zu setzen.

»Mal sehen.« Auf Knopfdruck surrte die Scheibe nach unten. Suko drehte sein Gesicht in den Nebel. Seine Stimme klang dumpf, als er fragte: »Was ist mit Ihnen los?«

»Ich warte hier.«

»Auf uns?«

»Vielleicht…«

Der Typ sprach in Rätseln. Suko schaute Jane an und hob dabei die Schultern. Auch sie wurde aus dem Mann nicht schlau, der die Hände in die Taschen der anorakähnlichen Jacke geschoben hatte und darauf wartete, daß etwas geschah.

»Der Aussprache nach ist er kein Engländer«, flüsterte Jane. »Hört sich ziemlich hart an.«

»Osteuropa.«

»Tschechei, würde ich sagen.«

»Milena ist auch eine Tschechin gewesen. Da wären wir bei ihm sogar richtig.«

»Ich würde ihn vorerst nicht laufenlassen«, flüsterte Jane.

»Genau das habe ich auch vor.« Suko stieß die Fahrertür auf und verließ den Wagen.

Der Fremde ging nicht weg. Er strich nur mit der Hand über das feuchte Blech der Kühlerhaube, als wollte er sie putzen. Suko blieb vor ihm stehen. »Wollen Sie mit oder nicht?«

Der Fremde strich über seinen schmalen Oberlippenbart. »Es kommt darauf an, wo Sie hinfahren.«

»Die Straße führt nach Talley.«

»Dort wohne ich.«

»Ist doch gut.«

»Aber ich will nicht dorthin.«

»Sondern?«

Er hob die Schultern. »Eigentlich wollte ich dem Kloster einen Besuch abstatten.«

»Zu Fuß?«

»Es ist nicht weit.«

»Gibt es dort etwas Besonderes zu sehen?« erkundigte sich Suko.

»Möglich.«

»Wie heißen Sie?«

Der Mann lachte. »Es geht Sie zwar nichts an, aber ich bin Basil Kropec.«

»Das hört sich tschechisch an.«

In seinen Augen leuchtete es. »Ja, das ist so, und ich bin stolz darauf.«

»Schön, daß wir uns gefunden haben.« Suko lächelte. »Auch wir sind

unterwegs, um eine Tschechin zu suchen. Vielleicht kennen Sie die Person. Sie heißt Milena Mancow.«

Kropec trat einen Schritt zurück. Es sah so aus, als wollte er im Nebel verschwinden. »Milena!« flüsterte er, »ja, ich kenne sie. Ich kenne sie sogar gut…«

»Okay, dann führen Sie uns.« Suko drehte sich und deutete auf den Wagen. »Bitte, steigen Sie ein.«

Basil Kropec überlegte noch. Seine Lippen zuckten. Es sah aus, als wollte er lächeln. »Gut, fahren wir. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich zum Kloster will.«

»Stimmt.«

»Da müssen wir jetzt hin.«

»Finden wir Milena dort?«

In seinen dunklen Augen blitzte für einen Moment Freude auf.

»Ja«, sagte er. »Wir werden sie dort finden.« Er schaute in den Wagen. »Oh, Sie sind nicht allein gekommen.«

»Nein, eine Freundin ist dabei. Jane Collins. Ich heiße übrigens Suko, aber das spielt keine Rolle.«

Boris Kropec lächelte, als er einstieg und sich in den Fond setzte.

Bevor Suko starten konnte, wurde ihm noch klargemacht, daß sie bald die Straße verlassen mußten.

»Ins Gelände hinein?«

»Ja. Es gibt aber einen schmalen Pfad, der bis in die Nähe unseres Ziels führt.«

»Schön, Mr. Kropec. Sonst noch etwas?«

Der Tscheche lächelte und schaute etwas verlegen auf seine Hände. »Da wäre noch eine Kleinigkeit zu klären.«

»Reden Sie!«

»Haben Sie eigentlich Angst vor Vampiren…?«

Nicht Suko antwortete, sondern Jane. Sie drehte sich auf dem Sitz und schaute zurück. »Ich will Ihnen ja nicht zu nahe treten, Mr. Kropec. Aber gibt es die überhaupt…?«

Er schob seinen Kopf vor. In den Augen lag ein beinahe schon unheimliches Funkeln. »Manchmal, schöne Frau«, flüsterte er, »manchmal gibt es die Blutsauger.«

»Auch hier, Mr. Kropec?«

»Lassen Sie sich überraschen…«

***

Unter der Erde, tief in den Gewölben und Gängen, wo das Schweigen tagsüber wie eine dicke Wand lastete, wurde es allmählich lebendig. Leben kehrte in die Finsternis zurück, doch es war ein grausames, ein schlimmes, untotes und nicht lebenswertes Leben.

Die Vampire erwachten…

Sie hatten genau mitbekommen, daß sich über ihnen der Tag verabschiedete. Die Helligkeit und die Strahlen der Sonne waren zurückgedrängt worden. Jetzt krochen die langen Schatten der Dämmerung heran, vermischt mit weißgrauen Nebelschwaden, die eine gesamte Landschaft gespensterhaft bleich umfingen.

Unruhe erfüllte die Nischen in dem langen Gang unter den Resten des Klosters.

Die Vampire erwachten. Sie hatten den Tag schlafend verbracht.

Im Aussehen als normale Menschen, aber nun, wo die Dunkelheit da war, erlebten sie ihre zweite Existenz.

Aus aufgerissenen Mündern drang ein manchmal qualvolles Stöhnen. Auf den Gesichtern spannte sich die Haut und schien so dünn wie die Bespannung einer Trommel zu werden.

Augen bekamen einen anderen Glanz und nahmen an Größe zu.

Schwarze Pupillen »leuchteten«. Lippen rissen, bildeten breite Mäuler, und aus den Oberkiefern schauten die langen Blutzähne hervor.

Sie waren bereit, die Verstecke zu verlassen, um auf Blutjagd zu gehen. Zudem sollte diese Nacht eine besondere sein, denn ihre große Meisterin Milena hatte endlich die Chance bekommen, sich wieder zu befreien. Die Zeiten des Redens, des Wartens waren vorbei. Jetzt konnte sie sich endlich rächen, denn das Gefäß mit ihrer Asche war ihr gebracht worden.

Asche, die sie brauchte, um als Königin die unterirdischen Verstecke zu verlassen.

Ihre Diener verwandelten sich weiter. In das Dunkel der Nischen tauchte das alte Grauen hinein. Bewegungen entstanden. Schatten wanderten von Wand zu Wand. Zuckend manchmal, dann wieder schwerfällig über das alte Gemäuer huschend.

Schatten, noch schwärzer als die Finsternis und allmählich Gestalt annehmend.

Schwingen entstanden. Arme waren verschwunden, die Beine der Menschen ebenfalls. Die Verwandlung zu Fledermäusen vollzog sich nach einem genau abgestimmten Ritual.

Die Vampire haßten plötzlich die Enge der Nischen. Sie wollten hinaus, sie suchten Blut, sie wollten die Jagd.

Diesmal sollte es eine besondere werden, denn an ihr würde auch Milena teilnehmen.

Sie drückten sich aus ihren Verstecken. Im Gang bewegten sie die Schwingen. Staub wirbelte auf. Kleintiere, auch Ratten und Mäuse huschten in ihre Verstecke.

Das Böse war unterwegs…

Die Blutsauger kannten den Weg. Es gab nur einen Ausgang. Die alte, breite Steintreppe führte in die Höhe und zu dem versteckten Eingang,

den bisher niemand gefunden hatte.

Der Reihe nach schwebten sie mit hastigen Flügelbewegungen über die Stufen.

Schon bald hatte der erste den Ausgang erreicht und drückte sich ins Freie. Dunkelheit, vermischt mit grauen Nebelschwaden, umfing sie. Das gab ihnen Deckung, sicheren Schutz, denn sie wollten einzig und allein aus dieser Sicherheit heraus agieren.

Kaum spürten sie die Kälte und den feuchten Nebel, da breiteten sie die Schwingen aus.

Der erste stieß sich vom Boden ab.

Ein schwarzes, breites Monstrum mit einem bleichen Gesicht, in dem zwei Vampirhauer darauf warteten, in Adern schlagen zu können.

Sie wollten Blut – sie würden es bekommen…

***

Es war für Bill Conolly nicht zu fassen. Beim Erwachen überkam ihn das Gefühl, aus einer Welt zurückzukehren, die man mit dem Reich der Toten umschreiben konnte.

Es gab für ihn keine Erinnerung mehr. Nur die absolute Leere in einer unermeßlichen Tiefe, die Bills Geist gefangengehalten hatte und ihn endlich freigab.

Er stieg auf, bahnte sich seinen Weg in Bills Gedächtnis. Zum erstenmal spürte er wieder Leben in sich. Der Kreislauf lief normal.

Blut rann durch die Adern, versorgte sein Gehirn. Der Sauerstoff trug ebenfalls dazu bei, daß Bills Denken angekurbelt wurde.

Die absolute Tiefe der Bewußtlosigkeit gehörte der Vergangenheit an. Bill schaffte es, wieder zu denken. Mit dem Denken kehrte auch die Erinnerung zurück.

Zunächst nur unvollkommen und bruchstückhaft. Sie setzte sich aus Fetzen zusammen, die ein Mosaik bildeten, das gleichzeitig ein Bild schuf und vor Bills geistigem Auge emporstieg.

Ein Zimmer, ein junges Mädchen in einem Bademantel. Das kalte Lächeln auf ihrem Gesicht, die Spritze in der Hand – das Aus…

Bill hatte den Einstich kaum gespürt. Die Folge war sofort eingetreten. Blackout.

Und jetzt?

Er fror. Das erste Gefühl, das er überhaupt wahrnahm. Es kroch über seinen Rücken wie tausend Finger. Die Kälte bildete eine zweite Haut, unter der sich auch sein Nacken spannte. Überhaupt schien sein gesamter Körper irgendwo eingespannt zu sein.

Das Mädchen, die Spritze!

Ständig wiederholte sich dieses Bild in Bills Erinnerung. Es war einfach schlimm – und gravierend.

Bill bewegte sich. Es begann bei den Fingern, dann versuchte er,

einen Arm zu heben.

Es gelang ihm. Auch das Bein konnte er anziehen, was ihm ebenfalls wie ein kleines Wunder vorkam.

Und er dachte nach.

Jemand mußte ihn weggeschafft haben. Ihm war klar, daß er nicht mehr im Hotelzimmer lag, denn der Boden unter ihm strahlte eine gewisse Kälte aus, in die sich auch Feuchtigkeit mit hineinmischte.

Noch fühlte er sich zu benommen, um Folgerungen ziehen zu können, er wußte nur mit Sicherheit, daß man ihn in die Finsternis und an einen völlig fremden Platz geschafft hatte.

In die Finsternis…

Sie war absolut. Bill hielt die Augen offen, er konnte dennoch nichts erkennen.

Oder doch?

Unerreichbar für ihn schien weit über seinem Kopf etwas zu funkeln. Kleine Lichter, zu vergleichen mit Blitzen, die allerdings blieben und nicht verlöschten, so daß sie ein Muster auf dunklem Untergrund bildeten.

Das konnten Sterne sein…

Bill hatte bisher auf dem Rücken gelegen. Er richtete sich auf, blieb auch sitzen und schob seine Hand sofort unter die Jacke, um nach der Waffe zu tasten.

Die Beretta war nicht mehr vorhanden!

Ein heißer Schreck durchfuhr den Reporter. Im Sitzen suchte er, fühlte mit hastigen Bewegungen die nähere Umgebung ab, doch er hatte Pech. Die Waffe war nicht zu sehen.

»Es hat keinen Sinn, Bill Conolly. Du wirst sie nicht finden. Jemand anderer hat sie…«

Bill erstarrte.

Meine Güte, die Stimme, die kannte er. Weich und lockend, gleichzeitig mit einem unterschwelligen Triumph schwingend, so hatte sie sich angehört. Eben die Stimme einer Frau, die sehr genau wußte, was sie wollte.

»Erinnerst du dich?«

Eine Frage, auf die Bill eine Antwort geben mußte. Er kramte förmlich in seinem Gedächtnis nach.

Okay, die Stimme hatte sich zwar verändert, im Prinzip jedoch war sie die gleiche geblieben.

»Milena…?« Er hauchte den Namen, als würde er sich davor schämen, ihn auszusprechen.

Ein leises Lachen folgte. »Du erinnerst dich also doch an mich, Bill Conolly?«

Für einen Moment legte sie eine Pause ein. »Danke«, flüsterte sie dann, um sich gleich darauf selbst zu beweihräuchern. »Du hast völlig

recht. Wer mich einmal sah und mit mir zu tun hatte, der kann mich nicht vergessen.«

»Wo… wo bist du?«

»In deiner Nähe, Bill. Ich bin zum Greifen nahe. Und ich habe jetzt alles, was ich will.«

Bill schlug die Hände vor sein Gesicht und schüttelte den Kopf.

»Nein«, sprach er in seine Handflächen hinein. »Das kann nicht sein. Ich habe dich in der Urne gesehen. Ich sah deine Asche und…«

»Bill, ich lebe.«

»Man hat dich gepfählt!« schrie er in das Dunkel hinein und noch immer auf dem kalten Boden hockend.

»Ich will es dir beweisen, daß du dich irrst, Bill Conolly. Steh auf und zünde ein Licht an. Hast du Feuer?«

»Sicher.«

»Gut. Du wirst eine Fackel sehen. Sie ist an ihrer oberen Seite mit leicht brennbarem Pech bestrichen. Das wird reichen, um dieses Verlies zu erhellen.«

Bill sprang auf das letzte Wort augenblicklich an. »Verlies?« flüsterte er. »Was meinst du damit?«

»Wir sind zwei Gefangene in einem Verlies. Das habe ich gesagt.«

»Und wo?«

»Tief unter den Mauerresten eines alten Klosters. Es gibt hier genügend Verstecke. Nischen, Verliese, Winkel und Ecken. Ideal für mich und meine Freunde.«

»Wer ist das? Lorna Leyn?«

»Auch. Sie ist mir ergeben. Ich stehe mit ihr in Kontakt. Sie hat von mir den Befehl bekommen, dich herzubringen.«

»Weshalb gerade mich?«

»Ich hätte auch John nehmen können. Du aber warst greifbarer und hast auf meine Träume, die ich dir schickte, entsprechend reagiert. Sie haben dich irritiert, gib es zu.«

»Das stimmt.«

»Trotzdem bist du bei mir. Darüber freue ich mich. Damals hattest du mich besitzen wollen. Alle hatten mich haben wollen, niemand hat mich bekommen. Ich habe mit euch gespielt und mir einen Spaß daraus gemacht, euch zu locken und zu quälen. Ihr wart mit euren Phantasien allein. Bestimmt hast du mich im Geiste ausgezogen und dir vorgestellt, wie es mit mir sein würde im Bett…«

»Verdammt, wir waren jung!«

»Ich werte es auch nicht, kann es höchstens als ein Kompliment für mich auffassen.«

»Gut, was willst du?«

»Dir die Chance geben, mich so zu sehen, wie du es dir damals vorgestellt hast.«

»Ja, das Licht.«
»Richtig.«
»Ich glaube dir noch immer nicht«, sagte Bill, während er sich stellte und darauf wartete, daß der plötzliche Schwindel vorbeiging.
»Ich habe dich in der Urne gesehen. Dein Gesicht in der Asche, Milena…«
»Vergiß nicht das Blut deines Freundes. Es hat gutgetan, es zu spüren.«
»Trotzdem, Milena, es war…«
»Kannst du dir nicht vorstellen, daß auch für Schwarzblütler neue Zeiten anbrechen? Daß sie sich weiterentwickeln. Vampire mit zwei Leben! Das wäre doch etwas.«
Bill holte zischend Luft. Sie schmeckte nicht einmal modrig. Über ihre Frische wunderte er sich ebenso wie über Milenas Bemerkung.
»Willst du damit sagen, daß es dich zweimal gibt? Daß du zwei Leben geführt hast?«
»Wenn du das Licht machst, wirst du es sehen können.«
»Ist gut.« Bill holte sein Feuerzeug aus der Tasche. Die Flamme fand sofort Nahrung, schuf einen hellen Fleck, der sich bewegte und deshalb einen Widerschein erzeugte.
Viel konnte Bill nicht erkennen. Die tanzenden Schatten erwischten ihn und huschten auch über den Boden. Milena sah er noch nicht, dafür die Urne und die Fackel.
Über die Urne wunderte er sich. Wie war sie in dieses Verlies gelangt? Hatte John Sinclair sie gebracht? Sie hatte sich schließlich in dessen Besitz befunden.
»Ist etwas unklar?«
»Die Urne«, flüsterte Bill. »Woher…?«
»Mach erst Licht, dann wirst du begreifen und auch lernen, mein Freund Bill.«
Er brauchte nur ein wenig nach rechts zu gehen, um die Fackel zu sehen, die an der Wand lehnte. Ein einfacher Holzstab, dessen oberes Ende mit einer dunklen Masse bestrichen war, an die Bill die zitternde Flamme hielt. Es dauerte nicht einmal fünf Sekunden, da brannte die Fackel. Sie hatte zuerst schwarzen Qualm abgegeben, der in Bills Kehle kratzte, als er Luft holte.
Der Reporter wartete einige Zeit, dann nahm er die Fackel in die Rechte und drehte sich.
»Komm vor. Komm zu mir, Bill!«
Das hatte er sowieso tun wollen. Er ging in die Richtung, aus der die Stimme geklungen war.
Der Schein durchbrach die Finsternis. Bill Conolly erkannte die Ausmaße des Verlieses, er spürte auch den kalten Luftzug, der ihn aus der Höhe her traf, aber das alles war plötzlich zweitrangig geworden.

Wie von einer anderen Hand geführt, so streckte er seinen Arm aus und sorgte dafür, daß der Fackelschein diejenige Gestalt aus dem Dunkel riß, auf die es dem Reporter ankam.

Es war Milena Mancow, und sie sah fast so aus wie früher. Nur daß sie diesmal keine Kleidungsstücke trug. Bis auf einen Lendenschurz war sie nackt…

***

Grealy, der Mann mit der Schrotflinte, hatte mir geraten, den Porsche stehenzulassen. »Und womit sollen wir fahren?«

»Das Wohnmobil schafft es besser.«

»Da sind aber die Erskine-Brüder.«

»Fürchtest du dich vor denen?«

»Ich nicht. Nur könnten sie mich als Provokation ansehen, was nicht gut für uns alle wäre.«

»Versuche es trotzdem, Sir.« Ich verließ mich auf Grealy, der mir in den letzten Stunden fast so etwas wie ein Freund geworden war.

Dieser ältere Mann kannte das Leben, er hatte Humor und wußte, wie er reagieren mußte, wie er des öfteren unter Beweis gestellt hatte.

Das Wohnmobil stand noch immer an derselben Stelle. Nebelfetzen umwölkten es. Es wirkte wie ein fremdartiges Raumschiff, das von einem anderen Stern kommend, auf der Erde gelandet war. Jedenfalls paßte es nicht in diesen Ort.

Außer uns hielt sich niemand auf der Straße auf. Die Menschen waren und blieben in den Häusern. Das Gefühl, unter einem gewaltigen Druck zu stehen, verstärkte sich bei uns allen.

Selbst Tom Erskine hielt den Mund. Er ging gebeugt, den Blick starr zu Boden gerichtet und schaute mich nicht ein einziges Mal an.

Neben dem Wagen versammelten wir uns.

Grealy hatte seine rechte Hand auf den Schaft der Schrotflinte gelegt. Er schaute in die Höhe. Vom dunklen Himmel war nichts zu sehen. Der Nebel verdeckte alles.

»Hier hängt er immer fest«, erklärte Hank.

»Und vor dem Ort?«

»Da gibt es einige Stellen, die des öfteren frei sind. Ich hoffe, daß es auch jetzt der Fall sein wird.« Er öffnete die Tür. »So – einsteigen! – Wer fährt?«

»Ich übernehme das«, sagte Cockney und drückte seinen Hut etwas tiefer. Der Mann mit der Knollennase grinste mich an. »Ich habe früher mal Kohletransporte gefahren.«

»Du kannst dich auf ihn verlassen, Sir.«

Ich kletterte nach Cockney in den Wagen. Einen Platz fand ich auf der Pritsche dicht hinter dem Fahrer.

Grealy nahm neben mir Platz. Beinahe behutsam legte er die

doppelläufige Schrotflinte auf seine Oberschenkel. Hank hatte sich den Beifahrersitz ausgesucht, während die Erskine-Brüder sich in den Hintergrund verzogen.

Ich schaute aus dem Fenster.

Der Wagen schwamm in einem Meer von grauen Wolken.

Die Häuser waren kaum zu erkennen. Dunklere Streifen inmitten des Nebels.

Ein heftiges Zittern durchlief das Wohnmobil, als der Fahrer startete. Cockney drehte sich noch einmal um. »Ist alles klar bei euch?« fragte er.

Wir bejahten.

Die Brüder nicht. Sie hockten dicht zusammen und flüsterten. Verstehen konnten wir nichts.

Gemächlich rollte der Wagen an. Ich schaute durch die Lücke zwischen den beiden vorn sitzenden Männern. Wer hier ein Ziel finden wollte, mußte sich verdammt gut auskennen.

»Wie fühlst du dich, Sir?«

Ich hob die Schultern. »Etwas unbehaglich.«

»Aber du jagst nicht zum erstenmal Vampire – oder?«

»Nein, Grealy. Nur bin ich noch nie mit einem Wohnmobil auf Vampirjagd gefahren.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Er wechselte das Thema. »Dein Job muß interessant sein, Sir.«

»Beklagen kann ich mich nicht. Er ist vor allen Dingen nicht langweilig. Ich würde ihn eher als lebensgefährlich bezeichnen.«

»Nun ja, Vampire sind eben für jeden Geschmack. Jagst du auch andere Geschöpfe?«

»Sicher.«

Grealy lächelte verschmitzt. »Ja«, sagte er, »es gibt viele Dinge, die noch ihr Geheimnis bewahren. Ich kann dir sagen, Sir, ich möchte gar nicht alles wissen.«

Da hatte er recht.

Wir hatten den kleinen Ort verlassen und rollten auf einem mir unbekannten Weg in das von Nebel erfüllte Gelände. Wie durch Watte schob sich das Wohnmobil voran. Die dicken Reifen rollten über den unebenen Boden, der gespickt war mit zahlreichen Schlaglöchern und überstehenden Wellen aus hartem Lehm.

Aber der Nebel lichtete sich. Die dicken, lautlos rollenden Wolken verschwanden allmählich und machten den dünneren Streifen Platz.

Dazwischen strahlten die Scheinwerfer in Lücken hinein und rissen auch einen Teil der Umgebung aus der Finsternis.

Bäume, Sträucher, hohes Gras unter dichtem Buschwerk, das alles umgab uns.

Der Himmel war klar geworden. Sterne funkelten, der Mond sah aus

wie ein blasses Auge. Eine unheimlich wirkende Umgebung, aber genau richtig für die Blutsauger.

Die Erskine-Brüder hatten sich erhoben. Sie klebten förmlich an den sich gegenüberliegenden Fensterscheiben und starrten mit gebannten Blicken hinaus.

Nur Cockney achtete auf die Strecke. Wir alle machten uns darauf gefaßt, von den Blutsaugern attackiert zu werden.

Meine Beretta steckte wieder in der Halfter. Das Kreuz trug ich auch bei mir, den Dolch ebenfalls.

Grealy rieb seine Handflächen gegeneinander. Auch er spürte etwas von der ungewöhnlichen Stimmung und senkte während des Sprechens die Stimme zu einem Flüstern. »Sie tauchen bestimmt auf, Sinclair, das habe ich im Urin.«

»Hoffentlich.«

Grealy nickte. »Das alte Kloster – ich habe es denen immer gesagt. Aber sie wollten nicht. Sie sind einfach zu dumm oder haben Angst.« Er schaute mich direkt an. »Hast du auch Angst, Sir?«

»Sehr oft!«

»Jetzt auch?«

»Nicht direkt. In mir sitzt eine Spannung.«

»Ja, so ergeht es mir auch.« Er strich über sein graues Haar und holte tief Luft.

»Achtung!« rief Cockney und riß uns aus den Gedanken. Einen Vampir hatte er nicht entdeckt. Er wollte uns nur vor der nächsten Kurve warnen, und die war verdammt eng.

Nach links ging es, hinein in das Gelände und direkt auf einen Hang zu. Die Reifen mit den dicken Profilen wühlten sich durch. Sie rissen Gras und Erde los, schleuderten die Brocken nach hinten oder zur Seite. Sträucher knickten um, das Gras war plattgedrückt und weiter vorn breitete sich wieder die Wand aus.

»Der verdammte Nebel!« keuchte Grealy. »Ich hasse ihn, ich hasse den November.«

»Wie weit ist es noch bis zum Kloster?«

»Wir müssen den Hang hoch. Oberhalb erreichen wir dann einen Kamm. Dort finden wir auch die Mauern.«

»Wieviel steht denn noch?«

»Nicht viel, Sir. Das meiste ist überhaupt nicht mehr zu sehen. Pflanzen haben es überwuchert.«

Auch das Wohnmobil hatte Schwierigkeiten, die Strecke zu bewältigen. Schon bald huschten die Nebelstreifen wieder lautlos an den Außenseiten vorbei. Wayne gab plötzlich einen Schrei ab. »Verdammt noch mal!« rief er. »Da… da ist ein Schatten!«

»Wo?« Hank sprang auf.

»Jetzt ist er wieder weg!«

»War das ein Vampir?«

Wayne flog herum. »Scheiße, das weiß ich doch nicht. Geh raus und frag ihn selbst. Kann auch ein Blatt gewesen sein oder ein Vogel. Jedenfalls huschte etwas vorbei.«

»Schon gut, reg dich ab!«

Tom flüsterte Wayne etwas zu. Cockney gab vorsichtig Gas, um über die nächste glatte Stelle zu kommen. Es war alles so anders geworden. Die Spannung lag spürbar zwischen uns. Noch etwas anderes fühlte ich – Aggressivität. Jeder im Wagen war innerlich geladen.

Mir kam es vor, als würden wir uns gegenseitig belauern.

Etwas kratzte gegen die rechte Außenwand. Es hörte sich an, als hätten Hände oder Flügel dagegen geschlagen, aber es waren nur Zweige, die wie gierige Vampirfinger über den Lack schabten.

Auch Grealy hatte das Geräusch vernommen. »So ähnlich könnte es sich anhören, wenn sie angreifen«, sagte er leise.

»Und es sind tatsächlich nur die Tschechen?«

»Yes, Sir.« Er grinste scharf. »Bis jetzt, aber es kann sich schnell ändern, wenn wir nicht achtgeben.«

Es änderte sich tatsächlich etwas. Bei dem Schlag auf das Dach konnte es sich nicht mehr um Zweige handeln. Ein dumpfes Geräusch, das alle vernommen hatten.

Hank stand auf. »Da ist jemand gelandet.« Im nächsten Moment mußte er sich festhalten, weil Cockney den Wagen anhielt.

Wir warteten…

Schweigend verrannen die Sekunden. Keiner von uns traf Anstalten, auszusteigen. Wir achteten darauf, ob sich das Geräusch wiederholte, was nicht der Fall war.

Zum Glück hatten wir das Ende des Hangs erreicht und hielten schon auf der Kuppe. Die Sicht nach draußen war mehr als schlecht, weil der Nebel noch immer vorbeitrieb.

»Eigentlich stehen wir hier günstig«, meldete sich Hank mit leiser Stimme.

»Ich steige aus!«

Tom Erskine hatte den Satz gerufen. Bevor ihn jemand daran hindern konnte, war er schon an der seitlichen Tür und riß sie mit einer heftigen Bewegung auf.

Ich hatte ihn warnen wollen, doch er stieß sich ab und sprang in den Nebel. Wir sahen, wie er aufkam, sich duckte, herumfuhr – und den Schatten erkannte, der urplötzlich über ihm war.

So schnell, daß Tom nicht mehr dazu kam, einen seiner Eichenpflöcke zu ziehen, um sie dem Blutsauger in den Körper zu stoßen.

Wie ein gewaltiger Vorhang fielen von zwei verschiedenen Seiten die Schwingen über ihm zusammen…

***

Wir hatten uns vorgenommen, die Blutsauger zu jagen und auch zu vernichten.

Das wäre der Augenblick gewesen, den ersten zu erwischen, aber keiner handelte. Jedem war der Schreck tief in die Knochen gefahren, nur ich jagte von der Pritsche hoch und auf die Tür zu.

Sie war nicht zugefallen, ich kam noch hindurch, gelangte nach draußen und wollte schießen, aber der verfluchte Blutsauger schien es gerochen zu haben.

In seinen breiten Schwingen steckte eine ungewöhnliche Kraft. Er jagte plötzlich in die Höhe und hielt Tom Erskine zwischen seinen Krallen. Für einen Moment sah ich das Gesicht des jungen Mannes.

Es war in panischer Angst verzerrt.

Noch ein zweites Gesicht entdeckte ich. Es »schwamm« zwischen den breiten Schwingen, zeigte einen blassen, dennoch bösartigen Ausdruck und dunkle Streifen am Mund.

Wahrscheinlich Blut…

Schießen konnte ich nicht. Das Ziellicht war so gut wie nicht vorhanden, zudem hätte ich Tom treffen können.

Der Vampir verschwand mit seiner Beute in die von Nebel erfüllte Dunkelheit.

Ich blieb zurück, wütend sauer, mit gezogener Beretta. Hinter mir verließ Grealy den Wagen, Hank kam auch. Wayne blieb hocken und kreischte wie ein Kind. Dazwischen rief er den Namen seines Bruders, der ihn bestimmt nicht hören konnte.

Wir starrten uns an. Keiner machte dem anderen Vorwürfe. Hank meinte: »Das hätte nicht passieren dürfen.«

Ich gab ihm recht. »Hätte ich geschossen, ich hätte Tom erwischen können.«

»Hat er noch eine Chance?« wollte Hank wissen.

Ich hob die Schultern.

Wayne erschien an der Tür. Er schwankte, als hätte er zuviel getrunken. »Ihr verdammten Hundesöhne!« schrie er uns an. »Ihr habt ihn auf dem Gewissen.« Er drohte uns mit der Faust, traute sich aber nicht näher heran. Das Pflaster hatte er von der Stirn gerissen, eine krustige, rote Wunde war zum Vorschein gekommen.

»Halt dein Maul!« fuhr Hank ihn an.

Wayne sprang auf ihn zu. Bevor er ihn schlagen konnte, war Grealy dazwischen. Wieder schlug er mit seiner Schrotflinte zu. Er erwischte Wayne im Nacken.

Taumelnd fiel der junge Mann zu Boden. Im feuchten Gras blieb er liegen und heulte.

»Scheiße«, sagte Grealy. »Jetzt müssen wir uns noch untereinander herumschlagen. Die Blutsauger können sich freuen.« Er wischte über

seine Stirn und drehte sich um.
Da sah er den Schatten.
Beide Schwingen bewegend tauchte er aus dem grauen Nebel auf.
Sein Ziel waren wir.
Grealy stand ihm am nächsten.
Aber er hatte auch die Schrotflinte. »Weg!« brüllte er uns zu. Diesmal benutzte er die Doppelläufige nicht als Schlagwaffe. Er zog den Stecher durch und feuerte.
Aus dem rechten Rohr fegte die Spezialladung. Die einzelnen Schrot- und Silberkörner wühlten sich in die Schwingen des Blutsaugers hinein und zerhämmerten sein Gesicht.
Als qualmendes und dann brennendes Etwas drehte er ab und verschwand inmitten einer Feuerwolke. Der Nebel deckte sein Ende gnädig zu.
Grealy lachte wild auf, bevor er eine neue Patrone nachschob. Er trug sie in seinem großen Gürtel. »Einer weniger, das gibt Mut.«
»Und mein Bruder?« keuchte Wayne, der jetzt am Boden hockte.
»Davon redet ihr gar nicht – wie?«
»Er hätte nicht rauslaufen sollen«, sagte Hank.
Wayne sprang auf und preßte die Hände in den Nacken, wo er erwischt worden war. »Er wollte uns alle retten! Er ist ein Held. Ja, Tom ist ein Held, verdammt!«
Dann heulte er, ging zum Wagen und drückte die Stirn gegen die feuchte Außenhaut.
Auch Cockney war erschienen. Er hatte sich mit Knoblauch bewaffnet. Als Kette hingen die einzelnen Stücke um seinem Hals. Mit der rechten Hand umklammerte er einen vorn zugespitzten Eichenpflock. »Es ist besser, wenn wir hier stehenbleiben«, sagte er. »Ich glaube, die kommen von allein, wenn sie Menschenblut riechen.«
Wir hatten nichts dagegen.
Dann hörten wir den dumpfen Fall, als wäre etwas aus großer Höhe zu Boden geschleudert worden.
Keiner sagte etwas, jeder lauschte oder starrte in den dampfenden Nebel.
Ich hatte den Eindruck, als würde vor mir etwas auseinandergerissen, so daß eine Lücke hatte entstehen können, in der sich etwas auf-und abbewegte.
Schwingen?
Sie waren sofort wieder verschwunden, zugedeckt von der grauen Suppe. Ich wollte wissen, was da vorn passiert war. Einen Verdacht hatte ich bereits. »Bleibt ihr hier stehen!« sagte ich zu den anderen.
Der Nebel schluckte mich. Ich tastete mich vor. Es war nicht einfach, sich zurechtzufinden. Einen bestimmten Ort konnte ich nicht ausmachen, nur die ungefähre Stelle, wo ich den Schatten gesehen

hatte.

Tatsächlich, da war etwas!

Ich blieb stehen, die Beretta in der Rechten. Die Mündung wies schräg nach vorn.

Vom Boden her drückte sich eine Gestalt in die Höhe. Ich rechnete damit, daß sich zwei Flügel entfalten würden, aber es war keiner dieser Blutsauger, der sich näherte.

Ein Mensch ging auf mich zu. Torkelnd, gespensterhaft. Es brachte zwar nicht viel, ich nahm trotzdem meine Bleistiftlampe und strahlte in den Nebel.

Es war Tom Erskine, dessen Gesicht ich traf. Seine starren Züge interessierten mich nicht, viel schlimmer war der blutige Hals, wo die Hauer des Vampirs tiefe Wunden gerissen hatten.

Er wollte nach mir greifen. Mein Faustschlag trieb ihn zurück und auch zu Boden.

Er prallte auf den Rücken, wollte wieder hochkommen, da hatte ich schon einen Fuß auf seine Brust gesetzt. Sein Maul stand offen.

Nicht nur die normalen Zähne sah ich, auch die beiden besonders langen. Es gab keinen Zweifel mehr. Ton Erskine war zu einem Vampir geworden.

Was nun folgte, mußte ich tun. »Es tut mir leid«, sagte ich noch und schoß.

Dann ging ich weg, wurde eingeholt von einem beißenden Geruch, den der Rauch verbreitete. Als ich die anderen wieder sah, sanken hinter mir die letzten Flammen zusammen.

Hank, Grealy und auch Cockney schauten mich an. Als ich nickte, senkten sie ihre Blicke.

Wayne stand noch immer am Wagen. Als mir die anderen Platz schafften und er mich anschauen konnte, zuckte er zusammen und duckte sich wie unter einem Peitschenhieb.

»Sag es nicht, Bulle! Sag es nicht!«

»Doch, Wayne. Dein Bruder ist erlöst worden!«

»Du…?« keuchte er.

»Es ging nicht anders.«

»Du Killer, du Schwein!« Er wollte mir an die Wäsche, war wie von Sinnen.

Grealy und Hank konnten ihn nicht bändigen, so nahm ich ihn mir persönlich vor. Seinen zuschlagenden Fäusten wich ich aus, stellte ihm ein Bein und schlug mit dem Waffenlauf zu.

Ich hatte ihn richtig erwischt. Wayne Erskine sank zu Boden und blieb bewegungslos liegen.

»Für die nächsten beiden Stunden wird er sicherlich schlafen!« erklärte ich.

»Die Zeit würde reichen«, meinte Grealy.

»Für alle Vampire?« fragte Cockney.
»Ja«, sagte ich. »Auch für Milena. Wir *müssen* sie finden. Von ihr geht das Grauen aus. Wie weit ist es bis zum Kloster?«
Grealy schaute sich um. »Das kann man nicht so sagen. Wir sollten den Wagen stehenlassen. Irgendwann stolpern wir schon über Mauerreste, da bin ich sicher.«
»Und er?« fragte Cockney. Sein ausgestreckter Zeigefinger wies auf Erskine. »Den können wir nicht liegenlassen.«
»Nein«, sagte ich, »in den Wagen.«
Wir faßten zu dritt an und legten ihn auf eine Pritsche. »Sicher ist er hier auch nicht«, meinte Hank. »Wenn die Vampire Blut riechen, brechen sie alles auf.«
Cockney hatte eine zweite Kette aus dicken Knoblauchstauden geholt. Die hängte er Wayne Erskine um den Hals. »Das wird sie abhalten.«
Eine bessere Lösung wußte ich auch nicht, es sei denn, jemand wollte als Wachtposten zurückbleiben.
»Wie ist es mit dir, Hank?« fragte Grealy. »Ich will mit dem Sir zum Kloster ziehen.«
»Nun ja…« Hank wand sich etwas. »Eigentlich … was meinst du dazu, Cockney?«
»Reicht es, wenn ihr zu zweit loszieht?«
»Bestimmt«, sagte ich.
»Dann viel Glück.«
Wir ließen sie zurück. Es war mir angenehmer. Ich wußte nicht, was auf uns zukam und wie die beiden in extremen Situationen reagierten. Bisher hatten Grealy und ich die Eisen aus dem Feuer geholt.
Mein Partner schaute noch einmal zurück. »Ich hoffe, daß wir beide es packen, Sir. Wenn Melina Mancow gewinnt, dann gnade uns Gott.«
Bevor ich eine Antwort geben konnte, stapfte er los. Beide Hände um den Schaft der Schrotflinte geklemmt. Wieder kam er mir vor wie ein Mann aus dem Wilden Westen. Ihn interessierte nur Milena und deren blutsaugende Bande.
Ich aber dachte noch an jemand anderen. An meinen ältesten Freund Bill Conolly…

***

Der seltsame Fahrgast war den beiden etwas unheimlich. Jane schaute des öfteren in den zweiten Außenspiegel, um ihn sehen zu können, doch der Mann saß im toten Winkel.
In den letzten Minuten hatte er geschwiegen, nur ab und zu den Kopf bewegt, um nach draußen zu schauen. Da aber war nicht viel zu sehen gewesen, bis auf die Nebelschwaden, die alles umspannt hielten.
»Was haben Sie eigentlich genau mit Milena zu tun?« wollte Jane

unbedingt noch wissen.
»Sie ist eine Landsmännin.«
»Mehr nicht?«
»Und eine sehr schöne Frau.«
»Das stimmt.«
»Sie gehört auch zu den Blutsaugern, von denen Sie vorhin gesprochen haben?«
Kropec lachte. »Was sind Sie neugierig, schöne Frau. Aber ich stimme Ihnen zu.«
»Und weiter?«
»Sie werden sehen.«
»Haben Sie keine Angst, daß sie auch Ihr Blut aussaugen will?«
Basil Kropec wischte über die Scheibe. »Eigentlich nicht. Sie weiß ja, daß ich etwas Besonderes bin. Ich spiele in ihren Plänen eine au ßergewöhnlich große Rolle.«
»Ach so. Das erzählen Sie uns so einfach. Wir sind schließlich fremd für Sie.«
»Ja. Nur sind Sie doch gekommen, um Milena zu finden. Ich führe Sie eben hin.«
»In der Hoffnung, daß auch sie unser Blut annehmen wird.«
Kropec beugte sich vor und lachte zischend. »Das Risiko müssen Sie eben eingehen.«
Suko hatte sich an dem Gespräch nicht beteiligt. Er ärgerte sich über den Weg. An einem Hügel wand sich der Pfad in die Höhe.
Der Unterbau des neuen BMW wurde hart auf die Probe gestellt, aber die Stoßdämpfer hielten.
Der Dunst löste sich auf. Nur noch wenige Nebelstreifen waren zu sehen, die sich nach einer kleinen Weile ebenfalls auflösten.
Suko, der Fahrer, freute sich über die klare Sicht. Die Scheinwerfer warfen eine wahre Flut in die Finsternis hinein. Bäume, Strauchwerk und Gras sahen aus, als wären sie mit einem dünnen Film aus hellem Staub überzogen worden.
Der in die Höhe führende Pfad, kaum breiter als der BMW, führte an einem hohen Buschgürtel vorbei und ständig bergauf. Der Gürtel lag an der rechten Seite. »Wenn wir ihn hinter uns gelassen haben, sind wir so gut wie da!« erklärte Kropec.
»Kann man das Kloster sehen?«
Basil lachte leise. »Nein, es ist zerstört worden. Alte Mauern stehen noch. Sie sind aber überwuchert. Es hat ja viele Klöster in diesem Land gegeben.«
Das stimmte. Und oft waren alte Abteien zum Unterschlupf für schwarzmagische Wesen geworden.
Suko und Jane gaben höllisch acht. Sie rechneten auch damit, von Vampiren überfallen zu werden. Hinter ihnen lag ein weißgraues

Nebelmeer. Sie kamen sich vor, als würden sie in einem Flugzeug sitzen und über den Wolken schweben.

Jane bekam allmählich feuchte Hände. Es mochte an der Spannung liegen, die ihr Inneres erfaßt hatte. Sie wußte genau, daß eine Entscheidung bevorstand.

»Wenn wir dort sind, was geschieht dann, Mr. Kropec?«

»Sie müßten warten, weil ich Sie allein lasse. Ich werde Milena fragen, ob sie…«

»Wie bitte?«

»Warten Sie ab.«

»Hören Sie, Kropec«, sagte Suko hart und bestimmt. »Das kommt nicht in Frage. Wir lassen uns nicht mehr an der Nase herumführen. Die Zeiten sind vorbei.«

»Wieso?«

»Man hat uns schon genug geleimt. Wenn wir anhalten, bestimmen wir, wie es weitergeht.«

»Wie ihr wollt.«

Die Antwort gefiel beiden nicht. Sie hatte sich angehört, als würde Kropec mehr wissen, aber Jane und Suko sagten nichts darauf und fuhren weiter.

Sehr bald schon lag das Waldstück hinter ihnen. Damit hatten sie auch die Kuppe des Hügels erreicht. Die Befürchtung, sie vom Nebel eingehüllt zu sehen, erfüllte sich nicht. Die Sicht war fast schon zu klar, und sie konnten auch über sich den wie blankgewischten Himmel mit den zahlreichen Sternen sehen.

»Hier könnt ihr anhalten!« flüsterte Kropec.

Das tat Suko auch.

Der Tscheche stieg blitzschnell aus. Wahrscheinlich wollte er verschwinden, aber Jane Collins hatte aufgepaßt. Ebenso rasch wie er war auch sie aus dem BMW heraus und erwischte Kropec an der Schulter, der tatsächlich hatte weglaufen wollen.

»Aber nicht doch, Meister. Wir bleiben zusammen.«

Die Augen hatte er weit aufgerissen. »Was soll das heißen? Wollen Sie Milena nicht sehen?«

»Doch«, sagte Suko, der um den Wagen herumkam. »Wir würden ihr gern die Hand schütteln, aber mit Ihnen zusammen, Meister.«

»Wie Sie wollen.«

»Wo müssen wir hin?«

»Wir sind schon da!« erwiderte er. »Ja, wir befinden uns auf dem Gelände des Klosters.«

»Wie schön. Jetzt brauchen Sie uns nur noch zu sagen, wo wir Milena finden.«

Mit dem Zeigefinger deutete er nach unten. »Da werdet ihr sie finden.«

»Ah, in der Erde?«
Kropecs Augen blieben so groß. Er hatte sogar eine Gänsehaut bekommen und flüsterte die Antwort: »Ja, es gibt Keller, tiefe Gewölbe.« Jede Silbe betonte er extra. »Versteht ihr?«
»Sie haben laut genug geredet. Nur habe ich keine Lust, die Erde aufzubuddeln.«
»Das braucht ihr auch nicht. Es gibt einen Schacht.«
»Von dort kommen auch andere Vampire.«
Kropec nickte lächelnd.
Jane und Suko gewannen den Eindruck, daß der Tscheche kurz davor stand, dem Wahnsinn zu verfallen. So wie er reagierte, das war nicht normal. Der mußte den Vampiren regelrecht Respekt entgegengebracht haben.
»Dann mal los«, sagte Suko und wollte noch etwas hinzufügen, als ihn der plötzliche Windzug streifte.
Er fuhr herum.
Sie waren gleich zu viert. Gewaltige, blutsaugende Monstren mit schwarzen, riesigen Schwingen, die auf- und niederschwangen.
»Jane, weg!« schrie Suko und hechtete über die Kühlerhaube seines Wagens…

***

Auch Jane blieb keine Sekunde länger auf der Stelle stehen. Sie gab Kropec einen Stoß in den Rücken, der ihn nach vorn trieb. Sie sah auch, wie er wegrannte.
Dann wurde es für sie Zeit, in Deckung zu gehen. Mit kreischenden Lauten flogen zwei dieser gewaltigen Monstren auf sie zu. Jane sah zwischen den Flügeln die bleichen, verzerrten und dennoch maskenhaft starr wirkenden Gesichter mit den aufgerissenen Mäulern und den gräßlichen Hauern, die aus dem Oberkiefer stachen.
Sie tauchte zu Boden, überrollte sich und rutschte dabei in eine Mulde. Auf dem Rücken blieb sie liegen. Unter der Jacke zerrte sie ihre mit Eichenbolzen geladene Spezialwaffe hervor. So unhandlich sie aussah, damit konnte sie sich die Blutsauger vom Leib halten!
Jane stemmte die Hacken tief in den weichen Boden, um den nötigen Halt zu haben. Über die Waffe hinweg zielte sie gegen den ersten anfliegenden Vampir.
Er kam wie ein Tiefflieger. Siegessicher, mit weit ausgebreiteten Schwingen. Zwischen ihnen leuchtete das Gesicht als blasser Mond.
Von dem zweiten Angreifer sah Jane Collins nichts mehr. Es fiel ihr schwer, so liegenzubleiben und abzuwarten. Fehlschlüsse durfte sie sich nicht erlauben.
Sie schoß.
Die Waffe besaß kaum einen Rückstoß. Jane hörte auch keinen Knall,

aber sie sah, daß sie den monströsen Blutsauger erwischt hatte. Genau zwischen die Augen war ihm der angespitzte Eichenbolzen gedrungen.

Er flog weiter, doch er stieg plötzlich, noch bevor er die Mulde erreichte, in die Höhe. Ein überaus hoher, schrill klingender Schrei wehte der Frau entgegen, und der Blutsauger verwandelte sich über ihr in ein haltlos flatterndes Tuch, das überhaupt keine Richtung mehr einhalten konnte und schwerfällig zu Boden segelte, wobei dünne Rauchschwaden den fallenden Körper begleiteten.

Wo er schließlich landete, konnte Jane nicht mehr sehen. Sie sprang und stieg aus der Mulde heraus.

Die Umgebung war erfüllt von den hohen Schreien der Blutsauger. Eine Waffe krachte.

Suko mußte geschossen haben.

Sie drehte sich.

Über ihr kreiste der nächste Vampir. Er ging in den Sturzflug über.

Jane ließ sich auf die Knie fallen, hob die rechte Hand mit der Waffe und zielte auf den Vampir. Das Gelenk stützte sie mit der linken Hand ab, und diesmal feuerte sie zwei Eichenbolzen gegen den Blutsauger.

Wieder traf sie ihn, aber sie konnte seinen Sturzflug nicht aufhalten. Zwar versuchte Jane, aus der unmittelbaren Gefahrenzone zu kriechen, ein Flügel traf sie dennoch hart auf dem Rücken.

Jane hörte etwas knacken. Es war nicht bei ihr. Der Flügel schien gebrochen zu sein.

Der Vampir lag flach auf dem Boden. Er zuckte, und auch sein bleicher Kopf bewegte sich. Einige Male schlug er mit dem Gesicht gegen den feuchten Boden.

Jane mußte sich überwinden, um ihre rechte Hand in die Haare zu krallen und den Kopf anzuheben. Erst dann konnte sie in das Gesicht des Blutsaugers schauen.

Es zerfiel…

Risse zeigten sich in der Haut, die aussahen wie Gestein. Aus den Rissen wehte Rauch, aus dem Mund ebenfalls. Sie sah auch den Eichenbolzen. Er hatte den Blutsauger in die Unterlippe getroffen, war durch bis in den Rachen gestoßen.

Jane ließ den Kopf los. Als er Kontakt mit dem Boden bekam, fingen die Haare Feuer. Von innen her stießen die Flammen und löschten den Blutsauger aus.

Auch die Flügel verbrannten schnell wie Papier.

Schwer holte Jane Atem. Ihr Blick war glanzlos, ihre Waffenhand zitterte. Jane blickte dorthin, wo der dunkle BMW stand.

Ein Vampir tauchte hinter dem Wagen auf. Er flatterte wild, schrie und verbrannte.

Dann erschien Suko. Doppelt bewaffnet. Mit Beretta und Dämonenpeitsche.

Er lief auf Jane Collins zu, umfaßte ihre Schultern und schüttelte sie durch. »Bist du okay, Jane, bist du okay?«

»Ja«, sagte sie. »Ja, ich bin okay. Ich bin in Ordnung.« Sie wischte über ihre Augen. »Außerdem bin ich verdammt froh, daß ich mich nicht verändert habe. Ich kann wieder fighten, Suko. Mir ist es, als wäre keine Zeit vergangen, in der ich als… na ja, du weißt schon.«

»Klar, Jane.«

»Sind denn alle Blutsauger vernichtet?«

»Eine gute Frage, die ich dir auch nicht beantworten kann. Zumindest die vier, die uns ans Leder wollten.«

»Dann fehlt noch einer«, sagte Jane.

Suko hatte verstanden. »Kropec!«

»Genau. Und der wird verflucht sauer sein, wenn er mitbekommen hat, was mit seinen Freunden geschehen ist. Er hat sich rechtzeitig absetzen können, um Milena zu warnen.«

Der Inspektor hob die Schultern. »Glaubst du ihm eigentlich? Ich meine, was Milena angeht. Er hat uns erzählt, daß sie in irgendeinem Verlies oder Gewölbe hockt. Wenn dem so ist, muß es auch einen Zugang zum Gewölbe geben.«

»Ja, vielleicht einen Schacht, eine Treppe…«

»Dann laß uns die Sache endlich anpacken!« Suko schaute sich um. »Ich werde den Eindruck nicht los, als wäre das bisher Erlebte nur mehr Beiwerk, um uns von dem eigentlichen Ziel fernzuhalten. Diese Milena scheint, obwohl ich sie als Staub in der Urne gesehen habe, verdammt viel Einfluß zu besitzen.«

Noch immer hatte der Nebel die Hügelkuppe nicht erreicht. Sie badete sich im Licht der Sterne und des bleichen Mondes. Wenn Schatten entstanden, so zeichneten sie sich kalt und hart ab. Laublose Bäume, buschartige Sträucher und Gras, das sich am leichten, über den Hügel wehenden Wind zitternd bewegte.

Aber keine Mauern. Ihnen kam es vor, als hätte hier kein Kloster gestanden.

Suko zeigte nach links. »Mir scheint, daß sich dort etwas tut.«

»Du meinst die Hügel?«

»Ja.«

Es waren Buckel, die aus dem Grat der Kuppen wuchsen. Schlingpflanzen, Moos und Gras bedeckten sie, als wollten sie alles vor einem menschlichen Auge verbergen.

Schon bei der ersten Untersuchung stellten die beiden fest, daß sie tatsächlich auf die alten Mauerreste des Klosters gestoßen waren. Sie konnten den Pflanzenbewuchs wie dicken Sirup abkratzen und sahen darunter das alte Gestein.

Einer gab dem anderen jeweils Rückendeckung. Noch war der Himmel klar. Es regt sich nichts Verdächtiges in der unmittelbaren

Umgebung, aber das konnte sich ändern.
Jane schrak plötzlich zusammen, auch Suko stoppte seine Untersuchungen. Beide hatten ein weit entferntes Geräusch vernommen.
Einen Knall und ein Donnern.
»Was war das?«
Suko hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau, aber es hörte sich an, als hätte jemand geschossen.«
»Das meine ich auch.« Janes Augen weiteten sich. »Ob John hier irgendwo in der Nähe ist?«
»Das war keine Beretta.«
»Aber auch kein Gewehr oder eine MPi.«
»Nein…« Suko überlegte. »Wie ein Donner«, murmelte er. »Tut mir leid, ich komme auch nicht weiter.«
»Okay, suchen wir den Eingang.«
Sie waren noch behutsamer. Stets hielten sie ihre Waffen schußbereit. Zwar hatten sie sich getrennt, doch sie blieben so nahe zusammen, daß sie sich gegenseitig erkennen konnten.
Die Mauerreste standen in verschiedenen Winkeln zueinander. Einige waren ziemlich hoch, andere wiederum wirkten wie plattgewalzt. Basil Kropec ließ sich auch nicht blicken, aber Jane entdeckte dafür etwas anderes. Sie hatte es riskiert und die Lampe eingeschaltet. Im Gras zeichneten sich flache Stellen ab.
»Komm mal rüber, Suko.«
Er war schnell bei ihr. Jane leuchtete die einzelnen Stellen an.
»Sind das nicht Fußspuren?«
»Meine ich auch.«
Sie gingen ihnen nach und entdeckten weitere Schleifspuren im Gras.
»Das sieht mir so aus«, sagte Jane, »als hätte jemand einen leblosen Körper über den Boden geschleift.«
»Kann sein.«
Sie folgten den Spuren, die vor einem dichten Buschstreifen endeten, der wie eine Insel wirkte.
Jane pfiff durch die Zähne. »Suko, ich habe das Gefühl, daß wir nicht mehr lange brauchen.« Sie war nicht mehr zu bremsen und drückte mit beiden Händen die sperrigen Sträucher zur Seite, die nicht einmal mehr zurück in ihre alte Lage peitschten, da sie in der unteren Hälfte bereits angebrochen waren.
»Das ist es doch«, sagte Jane und deutete auf ein offenes Viereck, um das sich die Sträucher verteilt hatten, so daß niemand den Einlaß hatte sehen können.
Diesmal leuchteten sie gemeinsam in die Tiefe. »Eine Treppe ohne Geländer!« staunte Jane. »Es ist fast wie im Roman, aber wir haben es gefunden.« Sie fieberte dem neuen Abenteuer entgegen. Die erzielten

Erfolge hatten sie mutig gemacht.

Suko hielt Jane zurück. »Nicht so hastig«, warnte er mit leiser Stimme. »Ich werde vorgehen.«

»Okay.«

Die Tiefe ließ sich schlecht ausmessen. Aber sie konnten erkennen, daß sich an das Ende der Treppe ein Gang anschloß, der tiefer in die unterirdischen Verliese führte. Es war ein mit Geröll bedeckter Stollen, dessen Wände aus kantigen Steinen bestanden.

Geisterhaft bleich huschte der Schein ihrer Lampen darüber hinweg. Sie waren am Ende der Treppe stehengeblieben und sahen auch die kleinen Nischen in dem Stollen.

Suko leuchtete in die erste hinein.

Sie war leer.

Die zweite und dritte ebenfalls.

Nur das Geräusch ihrer eigenen Schritte war zu hören. Ansonsten kein Rascheln oder Tappen der hastig bewegten Ratten- oder Mäusefüße. Der Gang schien enger zu werden, je tiefer sie sich in ihn hineinbewegten. Die Decke war relativ niedrig.

Die fünfte Nische tauchte auf.

Suko wollte hineinleuchten, als sich plötzlich die Gestalt aus ihr löste. Fast hätte Suko geschossen. Im letzten Augenblick konnte er seinen Zeigefinger zurückziehen, denn aus der Nische und ihm an die Kehle war Kropec gesprungen. Der Mann war wie von Sinnen.

Er heulte auf, er wollte seine Hände um Sukos Hals legen, aber der Inspektor schlug sie ihm weg. Er setzte eine gestochene Gerade hinterher, die Kropec an der Brust erwischte und mit dem Rücken gegen die Stollenwand schleuderte. Als er sich wieder vordrängen wollte, umfaßte Suko sein Hemd vorn am Kragen und drehte den Stoff so zusammen, daß der Tscheche regelrecht in seinem Griff festhing.

Kropec drehte sein Gesicht zur Seite, was ihm nichts nutzte, denn Suko hielt eisern fest.

»Okay, Meister, du hast hier auf uns gewartet, nicht wahr?«

»Tot!« keuchte er. »Sie sind alle tot, nicht?«

»Wenn du die Blutsauger meinst, dann hast du recht. Wir aber haben überlebt, mein Freund, und das sollte dir eigentlich zu denken geben. Meinst du nicht auch?«

»Ihr seid Hunde…«

»Keine Sorge, wir bellen schon nicht. Aber wir wollen von dir wissen, was hier los ist?«

Er holte keuchend Luft. »Nichts! Überhaupt nichts. Ich habe nur gewartet.«

»Klar«, sagte Jane. »Aber hast du vergessen, daß du uns zu Milena führen wolltest?«

»Tatsächlich?« höhnte er.

»Wo steckt sie?« fragte Suko.

Kropec schüttelte den Kopf.

Suko drehte den Stoff noch fester, so daß der Tscheche anfing zu würgen. »Wir sind heute schon genug zum Narren gehalten worden, Meister. Das ist jetzt vorbei. Wir haben keine Lust mehr, uns etwas vormachen zu lassen. Wir wollen wissen, wo diese verfluchte Person steckt!«

Kropec merkte, wie ernst es den beiden war. »Nicht… nicht hier«, sagte er.

»Was hast du uns dann gesagt?«

»Gelogen…«

»Glaubst du ihm, Jane?«

»Nein. Welchen Grund hätte er sonst gehabt, sich hier unten zu verstecken?«

»Genau. Kropec, ich warne dich. Es geht um verdammt viel. Wenn du uns nicht sagst, wo wir Milena finden können, dann machen wir dich fertig. Dann ist ein Dasein als Vampir ein Spaß dagegen.«

Er lachte plötzlich. Es war ein glucksendes und auch kicherndes Lachen, das aus seinem Mund drang. »Zu spät!« jaulte er fast. »Es ist viel zu spät. Sie hat ihr Ziel erreicht.«

»Welches Ziel?«

»Die Urne ist da.«

Suko und Jane erschraken beide. »Ach, und wer hat sie hergebracht, Kropec?«

»Ich!«

»Dann kennst du auch unseren Freund John Sinclair.«

»Ja, den blonden. Ich habe ihn mit den anderen zusammen in einem Wohnmobil getroffen.«

»Welche anderen?«

»Die Vampirjäger.«

»Die gibt es auch?«

»Ja, aber sie haben keine Chance. Milena ist stärker und allen überlegen.«

»Das wollen wir selbst herausfinden. Noch einmal, Kropec, du wirst uns zu ihr führen.«

Mit verdrehten Augen starrte der Tscheche den Inspektor an. Bis er ein Nicken andeutete. »Ja!« Er nickte weiter. »Ja, ich werde euch führen.« Dann zwinkerte er mit den Augen, weil Janes Lampenstrahl gegen sein Gesicht strahlte.

Suko ließ ihn los, war aber auf der Hut, als Kropec sich in Bewegung setzte und vorging.

Daß er dabei Sukos Hand auf der rechten Schulter spürte, störte ihn sicherlich. Nur wagte er es nicht, sich dagegen aufzulehnen…

***

Es kam mir vor wie im Märchen, denn der verdammte Nebel war urplötzlich verschwunden. Wir waren aus einer Welt des Dunstes und der Feuchtigkeit in eine sternenklare Nacht hineingetreten.

Grealy lachte, als er mein überraschtes Gesicht sah. »Ja, Sir, so ist das eben. In diesem Land gibt es immer wieder tolle Überraschungen, wie du siehst.«

»Da hast du recht.«

»Wir sind übrigens gleich da. Das heißt, wir bewegen uns schon auf dem Gelände des Klosters.«

»Aber die Geräusche vorhin hast du auch nicht richtig identifizieren können?«

»Nein. Ich meine aber, es waren zwei Schüsse.«

»Möglich.«

Es tat gut, wieder in die klare Nachtluft gehen zu können. Wir sahen gut, aber wir konnten auch gesehen werden. Verstecke für die Blutsauger gab es genug. Sie brauchten sich nur flach auf den Boden zu legen und von dort zu starten.

Ich ging vor. Grealy schritt nach links versetzt hinter mir. Die Schrotflinte hielt er schußbereit. Beide Läufe waren wieder geladen und konnten Tod und Verderben speien.

Das Gesicht des älteren Mannes hatte einen bläulichen Glanz bekommen. Möglicherweise lag es auch an seinen Bartschatten, die sich vom Kinn bis dicht unter die Augen hinzogen. Die Lippen hielt er fest zusammengepreßt; der Mund war nur ein blasser Strich. Mir kam er vor wie ein alter US Marshall aus einem John-Ford-Western.

Obwohl wir uns auf dem Kamm befanden, war das Gelände nicht eben. An vielen Stellen wuchsen unregelmäßig große Erhöhungen aus dem Boden und wirkten wie Buckel.

Auch dahinter konnten sie lauern.

Trotz der Kühle schwitzte ich leicht. Auch in den Achseln klebte der feuchte Schweiß. Grealy entfernte sich von mir und verschwand hinter einem Mauerrest.

Ich wollte schon fragen, was er dort zu suchen hatte, als ich seinen Fluch hörte. »Verdammt, John, aufpassen!«

Der Vampir mußte von ihm aufgeschreckt worden sein oder umgekehrt. Jedenfalls tauchte er hinter dem Hindernis auf und hatte die Schwingen schon ausgebreitet.

Grealy schoß schneller als ich.

Aus einem Lauf schoß eine armlange Flamme, deren Widerschein noch über die mit Pflanzen überzogene Mauerkante hinwegdrang und wie flackerndes Licht wirkte.

Der Blutsauger bekam die Ladung voll mit. Er wurde überall getroffen. Sein Kopf explodierte zu einem Flammenball, als er sich noch in der Luft befand. Eingehüllt in stinkenden Qualm fielen seine

Reste zu Boden.
Grealy erschien wieder. Im Laufen lud er nach. »Das war einer, Sir!« lachte er. Seine Augen blitzten. »Ich glaube, wir beide sind ein gutes Gespann.«
»Scheint mir auch so«, gab ich grinsend zurück.
»Okay, weiter, Sir.«
»Nur ist uns Milena bisher noch nicht über den Weg gelaufen. Das ärgert mich irgendwie.«
»Ja, mich auch.«
»Wo könnte sie stecken?«
Grealy schaute sich um. »Meiner Ansicht nach müssen wir tiefer in das Gelände des Klosters hinein.«
»Sind wir das nicht schon?«
»Weiß nicht.« Dann staunte er, als er sah, daß ich unter meiner Kleidung ein silbernes Kreuz hervorholte und es offen vor meiner Brust baumeln ließ. »Was ist denn das?«
»Ein Kreuz!«
»Mann, das sehe ich. Muß aber etwas Besonderes sein – oder?«
»Das kannst du laut sagen.«
Er faßte es an und nickte dabei voller Ehrfurcht. »Jetzt kann uns nichts mehr passieren.«
»Abwarten.«
Das Erscheinen des Vampirs hatte uns noch vorsichtiger werden lassen. Gehetzt, gejagt, getötet – unter dieser Überschrift konnte ich unseren Einsatz stellen.
Grealy hatte es jetzt eilig. Er ging vor mir, schwenkte bei jedem zweiten Schritt die Schrotflinte im Halbkreis, als suche er nach irgendeinem Ziel.
Das fand er auch. »Ich werde verrückt!« flüsterte er und deutete mit den beiden Läufen nach vorn. »Schau dir das mal an, Sir. Hast du dafür eine Erklärung?«
Ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte, denn der Gegenstand auf dem alten Klostergelände war ein Auto. Okay, Autos sind nichts Außergewöhnliches, aber dieser Wagen war ein besonderer, ein diamantschwarzer BMW 535i. Den fuhr ausgerechnet mein Freund und Kollege Suko.
Grealy schüttelte den Kopf. »Die wird doch nicht mit einem solchen Flitzer gekommen sein«, flüsterte er. »Den… den kenne ich gar nicht.«
»Es ist ein BMW. Aber wen hast du gemeint?«
»Milena.«
Ich lachte leise. »Nein, sie ist damit sicherlich nicht gekommen, aber ein anderer, den ich sehr gut kenne.«
»Ach.«
»Mein Freund Suko. Und Zufall ist es sicherlich auch nicht, daß er

hier erschien.«

»Ob er sie gefunden hat?«

»Möglich.«

»Dann ist er besser als wir.« Grealy schüttelte den Kopf. »Das ist kaum zu fassen.«

Ich suchte bereits die unmittelbare Umgebung des Fahrzeugs nach Spuren ab. Dabei fand ich auch welche, und zwar nicht nur die Asche von vernichteten Vampiren.

Fußabdrücke ebenfalls, die in eine bestimmte Richtung führten, der wir nur zu folgen brauchten.

Grealy atmete schneller als gewöhnlich. Seine Augen leuchteten.

Ich hörte sein leises Lachen.

»Hast du was?«

»Ja, Sir, ich spüre, daß wir bald am Ziel sind. Du kannst es mir glauben. So etwas habe ich in der Nase.«

»Aha. Und ich dachte schon, du wärst erkältet.«

»Erzähl keinen Unsinn, Sir.«

Er schnüffelte weiter, den Blick zu Boden gerichtet. Ich ließ ihn und achtete mehr auf die Umgebung. Vor einer dicken Busch- oder Strauchinsel blieb er stehen. »Hier ist es, Sinclair!«

»Das weißt du genau?«

»Ja.« Er wies zu Boden. »Schau dir nur die Spuren an. Sieh genau hin. Hier enden sie.« Er ließ sich auf die Knie fallen und untersuchte die unteren Regionen der Zweige. »Fast abgeknickt, Sir. Das ist der letzte Hinweis darauf, daß wir fündig geworden sind.« Er rieb seine Hände. Drück mal die Zweige zur Seite.

Ich sah mich erst um, bevor ich mich an die Arbeit machte. Niemand griff uns an.

Dann verschaffte ich dem Mann Platz, den er auch sofort nutzte und ein leises Lachen ausstieß.

»Da ist der Zugang!«

Vor uns lag ein offenes Viereck. Ich war selbst überrascht und schaute in das triumphierende Gesicht meines neuen Partners. »Sind wir nicht gut, Sir?«

»Ja, Superklasse. Lieber wäre es mir, wenn wir Milena Mancow finden würden.«

»Keine Sorge, das schaffen wir auch noch«, erwiderte er und begann damit, über die Stufen der geländerlosen Treppe in die Tiefe des Gewölbes hinabzusteigen.

Ich folgte ihm auf dem Fuße, mit der Überzeugung im Herzen, dicht vor dem Ende des Vampirdramas zu stehen…

***

Bill Conolly konnte es kaum fassen. Eine nackte Milena stand vor

ihm, zumindest eine fast nackte, denn diesen Fetzen, der gerade das nötigste bedeckte, den hätte sie auch weglassen können.

Sie früher einmal so zu sehen wie jetzt, dafür hätte Bill damals ein Jahr seines Lebens gegeben. Damals aber hatte sich Milena bedeckt gezeigt und jeden abfahren lassen, der ihr zu nahe gekommen war.

Und heute…?

Bill ging auf sie zu. In der rechten Hand hielt er die Fackel. Die Flamme zitterte ebenso wie seine Hand. Sie malte tanzende Schatten auf die Wände.

»Ja, Bill, komm ruhig«, sagte sie. »Komm ruhig näher. Schau mich an, und denke dann Jahre zurück. Weißt du noch, wie es gewesen war? Damals, wir waren Studenten…«

Bill stoppte neben der Urne. Es war ihm einfach nicht möglich, ein Wort hervorzubringen. Die einzelnen Buchstaben schienen in seinem Hals steckenzubleiben. Er starrte Milena an. Mit weit geöffneten Augen, um sich kein Detail ihres Körpers entgehen zu lassen.

War das tatsächlich die Person, für die er und viele andere damals geschwärmt hatten?

Ja, zum Teufel, sie war es. Und sie hatte sich, er konnte es kaum fassen, überhaupt nicht verändert. Als wären die Jahre spurlos an ihr vorübergegangen.

Er forschte in seiner Erinnerung nach. Er kramte ihr Bild hervor und verglich es mit der Gestalt von heute. Beide schoben sich übereinander. Heraus kam – eine Person.

Diese dunkle Haarflut, die das etwas fremd wirkende Gesicht mit den hochstehenden Wangenknochen umfloß. Dann ihre Augen. Etwas asiatisch Fremdes leuchtete in diesem geheimnisvollen Blick, der locken und ablehnen konnte. Auch die Lippen besaßen noch immer denselben Schwung wie früher. Nackt hatte er sie damals nicht gesehen. Jetzt konnte er seinen Blick über ihren Körper streifen lassen.

War das die Figur einer erwachsenen Frau oder dies eines jungen Mädchens. Für Bills Geschmack war Milena vielleicht um eine Idee zu dünn oder auch zu knochig.

Sie reizte ihn überhaupt nicht, auch nicht in dieser Blöße. Wenn er nach einem Vergleich suchte, so konnte er sagen, daß sie eine morbide Erotik ausstrahlte.

Die Haut wirkte nicht frisch, sie besaß einen Grauschimmer. Unter ihr zeichneten sich die Adern ab, so dünn lag sie auf. Auch störten ihn die Muskeln, die sie sowohl an den Beinen als auch an den Oberarmen zeigte.

Eine Frau, die dicht vor dem Ende oder dem Verfall zu stehen schien. Eine Person, die schon einmal gestorben war, denn Bill wußte, daß ihre Asche in der Urne lag.

»Was denkst du?« fragte sie.

Bill hob die Schultern und schaffte es sogar, die Lippen zu einem Lächeln zu verziehen. »Ich weiß es nicht mehr«, erwiderte er leise.

»Ich vergleiche zwei Zeiten. Du weißt selbst, was in der Vergangenheit alles geschehen ist.«

»Ja, das weiß ich«, gab sie zu und lächelte ebenfalls. Jetzt zeigte sie ihre Zähne. Bill konnte erkennen, daß aus dem Oberkiefer die langen Stifte wuchsen.

Sie war ein Vampir, eine Blutsaugerin, aber sie schien nicht in der Lage zu sein, sich Opfer holen zu können, denn sie kam Bill vor wie eine Statue, die ihre Arme erhoben hatte und mit den Fingernägeln den oberen Saum eines Umhangs hielt.

Diese Finger mit den langen Nägeln faszinierten Bill. Er hatte den Eindruck, als wären sie an den Spitzen dunkler als in Richtung ihrer Handgelenke.

Milena hatte genau bemerkt, wo Bill hinschaute. »Du siehst meine Hände an?«

»So ist es.«

»Daran, Bill Conolly, kannst du erkennen, daß es für mich Zeit wird, wieder ins Leben zu treten.«

Der Reporter wunderte sich. »Ich begreife nicht…«

»Ist dir nicht die unterschiedliche Färbung meiner Hände aufgefallen?« fragte sie flüsternd. »Es hat etwas zu bedeuten, denn mein Schutz ist abgelaufen. Ich beginne damit, allmählich zu verfaulen – weißt du das?«

»Du hast es ja gesagt.«

»Ist es dir egal?«

»Ja!«

Sie lachte. »Das darf es nicht. Es darf dir einfach nicht egal sein, ob ich hier verfaule oder nicht.«

»Du bist tot!« rief Bill Conolly laut. »Du bist schon einmal gestorben. Ich weiß nicht wie, doch ich kann mir vorstellen, daß man dich gepfählt hat, Milena.«

»Das stimmt, mein Freund. Man hat mich gepfählt. Diese Kerle aus dem Dorf haben bemerkt, daß ich eine Vampirin bin. Zu zweit pfählten sie mich, und sie legten die Asche in eine Urne.«

»Trotzdem lebst du?« wunderte sich Bill. »Das ist gegen die Regel.«

Für einen Moment glühten ihre Augen auf. »Wenn die alten Regeln gebrochen werden, werden neue folgen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Dann will ich es dir sagen, Bill. Wahrscheinlich wirst du dich fragen, ob ich schon damals eine Vampirin gewesen bin. Natürlich war ich das, nur wußte ich es nicht. Ich sah normal aus, besaß ein ebenfalls völlig normales Gebiß, aber ich besaß schon immer den Drang nach Blut. Ich bin in der Nacht losgezogen und habe Tiere getötet. Meine

Mutter wußte davon, sie hat mich gehen lassen, und sie wußte auch, daß der Drang immer stärker werden würde, bis ich zu einem echten Vampir degenerierte. Das sollte nicht in London geschehen. Wir zogen deshalb nach Talley, wo einige meiner Landsleute lebten. Hier fühlte ich mich geborgen. Ich ging des Nachts in die Wälder und gab meinem Trieb nach. Eines Tages dann – es war nach London viel Zeit vergangen – brauchte ich Menschenblut. Und ich holte mir, was ich haben mußte. Nicht die Einheimischen waren an der Reihe, zuerst nahm ich mir meine Landsleute vor und reihte sie ein in meine grausame Riege. Es war einfach wunderbar. Ich bekam sie, und auch sie wurden zu Blutsaugern. Sie waren mit einem besonderen Fluch versehen, denn sie verwandelten sich in Fledermäuse.«

»Aber dich pfählte man!« hielt Bill dagegen. »Wieso stehst du jetzt vor mir, Milena, und redest mit mir?«

»Es ist simpel!«

»Dann sage es!«

»Ich bin eine Doppelexistenz. Ich bin tot und lebe trotzdem. Als man mich pfählte, da überlebte mein Geist oder meine Seele. Sie war dermaßen stark mit meinem Körper verbunden, daß sie auch seine Gestalt annehmen konnte. Was vor dir steht, ist der Geist, meine zweite Existenz, die wieder einen Körper haben soll und auch bekommen wird, denn die Asche meiner ersten Existenz ist mit dem Blut deines Freundes John Sinclair vermischt worden. Sie wird mir das neue Leben geben.«

Bill staunte die Person an und schüttelte den Kopf. »Das… das kann es doch nicht geben.«

»Doch, Bill. Komm noch näher, fasse mich an, dann kannst du es fühlen. Los…«

Bill mußte sich erst überwinden, um einen Schritt nach vorn gehen zu können. An sein eigenes Schicksal dachte er nicht. Zahlreiche Gedanken wirbelten durch seinen Kopf. Diese Milena hatte durch ihre Doppelexistenz Grenzen überwunden, neue Tore aufgestoßen in die Welt des Grauens hinein. So leicht wie früher wollten sich die Blutsauger nicht mehr vernichten lassen.

»Nun komm schon, mein Lieber.« Sie lockte mit derselben Stimme, die Bill von früher her kannte.

Er atmete die Luft ein. Sie war frisch und trotzdem verbraucht. Etwas in diesem Gewölbe war anders, stimmte nicht. Er war so nahe an sie herangekommen, daß er nur den Arm auszustrecken brauchte, um den Körper zu berühren.

In der rechten Hand hielt er die Fackel, die linke aber war frei.

Und mit ihr berührte er den Körper der Milena.

Oder berührte er ihn nicht? Faßte er nicht etwas völlig Fremdes an, das zwar vorhanden, aber doch nicht existent war. Er war um den

kleinen Steinaltar herumgegangen, und noch einmal strich seine Hand über die Hüfte der Frau hinweg.

Etwas kribbelte in seinen Fingerspitzen, obwohl er den Eindruck bekam, Stein zu berühren.

Milena, die etwas erhöht stand, lachte leise auf ihn nieder. »Da setzt dein Verstand aus, nicht wahr, Bill?«

»Ich… ich …« Er spürte den dicken Schauer auf seinem Rücken.

»Ich kann es nicht verstehen.«

»Noch einmal, Bill. Ich bin in dieser Wand gefangen. Mein Geist steckt darin. Ein Geist, der mit dir sprechen kann, der aber auch über telepathische Kräfte verfügt. Blut zu Asche, Bill – Asche zu Blut, damit aus ihr wieder ein neues Leben entsteht.«

»Nein!« Bill schüttelte wild den Kopf. »Das ist kein Leben, das ist ein untotes Dasein, mehr nicht. Du bist herz- und seelenlos. Du wirst es sehen, ich zeige es dir.« Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er den rechten Arm vorschob und mit der Fackelflamme über den Körper der Frau hinwegstrich. Nichts brannte!

Milena amüsierte sich. »Du fällst von einer Panik in die andere, Bill Conolly. Ich habe dir doch gesagt, was mit mir los ist. Kommen wir allmählich zum Ende. Da du mich damals so heimlich, aber verzehrend, geliebt hast, wirst du mir auch den letzten Liebesdienst erweisen, mein Freund. Du wirst mir das Leben geben.«

»Nie!«

»Tatsächlich nicht? Du kannst nicht anders, Bill. In diesem Verlies herrsche ich. Meine Kräfte sind es, die zwischen den alten Mauern lauern. Ich habe dir doch davon berichtet, daß ich übermenschliche Kräfte besitze. Wenn du dich umdrehst, wirst du sehen, was ich meine. Los, dreh dich!«

Bill gehorchte. Er ging dabei nicht zur Seite. Auf der Stelle blieb er stehen und konnte erkennen, daß etwas mit der Urne geschah. Der Deckel glitt in die Höhe, als hätten unsichtbare Finger an seinem kleinen Nippel gezogen.

»Was soll das heißen?« fragte Bill.

»Nimm die Urne.«

»Und dann?«

»Sage ich dir, was du tun mußt!«

Wenn ich die Urne nehme, mache ich einen Fehler, dachte Bill.

Dann hat sie gewonnen. Sie war trotz ihrer außergewöhnlichen Kräfte nicht in der Lage, die Urne zu bewegen.

»Nein, ich gebe sie dir nicht. Wenn du sie haben willst, mußt du sie dir selbst holen!«

Durch den grau wirkenden Körper der Blutsaugerin lief ein hektisches Zucken. Dicht unter der Haut bewegten sich die Adern. Auch die Hände zitterten. Ihre Spitzen verfärbten sich noch weiter. An

einigen Stellen waren sie schon so dunkel wie Kohle geworden.

Stand sie vor der Aufgabe oder vor dem Exodus?

Bill freute sich darauf, dieses Wesen sterben zu sehen, doch sie tat ihm nicht den Gefallen. Statt dessen hörte er ihre Stimme.

Sie klang sehr sanft, trotzdem befehlend. »Doch, Bill, du wirst. Du hast keine andere Möglichkeit. Hier vibriert die Kraft einer uralten Magie. Sie zittert zwischen den Wänden, du kannst sie nicht sehen, höchstens spüren. In diesem Schacht sind viele Gesetze aufgehoben worden. Was sonst hineinfällt, schwebt nun. Ich regiere hier, mein Wille geschieht. Deshalb wirst du mir zu Willen sein und dafür sorgen, daß beide Körper wieder zusammenkommen, um mein Leben zu garantieren.«

Der Reporter hatte zugehört, nur kam er nicht dazu, dagegen zu sprechen. Sofort danach bekam er mit, was es heißt, inmitten einer fremden Kraft zu stehen.

Obwohl er in der rechten Hand noch die Fackel trug, ging er auf die Urne zu.

Er konnte nicht anders, sein eigener Wille war ausgeschaltet worden. Milena hatte die Kontrolle über ihn bekommen. Er sah noch ihr Gesicht, das relativ helle Oval, jedoch leicht angestaubt durch die grauen Zitterlinien, die über die Haut rannen. Der Mund wirkte wie ein Loch, in das die spitzen Vampirzähne von oben her hineinschauten.

Und er ging weiter.

Mit kurzen, roboterhaften Schritten ging er seinem Ziel, der Urne, entgegen.

Er besaß den Kontakt mit dem Boden. Trotzdem war ihm, als würde er über dem Untergrund schweben. Alles andere wich zurück.

Ein Schleier legte sich über die Mauern, verdichtete sich und ließ nur einen Flecken frei.

Es war die Stelle, wo auch die Urne stand! Alles andere lag innerhalb der Schatten, die strahlenförmig nach außen hin wegwichen.

»Die Urne, Bill… du mußt nur die Urne holen und sie mir überreichen, mehr nicht …«

Er gab keine Antwort, innerlich jedoch stimmte er Milena zu. Vor dem Gefäß blieb er stehen und schaute hinein. Der Deckel lag eine Armlänge neben seinem rechten Fuß.

Noch immer befand sich in dem Totengefäß die Mischung aus Staub und Blut. Bill schaute sehr genau hin, weil er unbedingt das Gesicht sehen wollte. In der Tat, es schimmerte noch durch, und es war identisch mit dem der Frau aus Stein.

Durch die Nase saugte er die Luft ein, bevor er sich bückte und beide Hände um das vasenähnliche Gefäß legte. Er wunderte sich über die Wärme des Materials, wahrscheinlich war das Innere leicht aufgeheizt

worden. Er sah auch die seichten Dampfwolken, die sich dicht über dem Gemisch aus Asche und Menschenblut drehten. Verschwommen erkannte er die Augen. Rollten sie nicht in der Masse?

»Komm schon, komm, Bill. Es wird Zeit. Ich kann es nicht mehr so lange aushalten.«

Er drehte sich um.

Die Urne hielt er dabei fest, als wäre sie das kostbarste Stück auf der Welt.

Milena erwartete ihn. Sein Blick fiel wieder in den Nebel hinein, der jedoch, seiner Blickrichtung gemäß, verschwand. Er schaute wie in einen Kanal hinein, an dessen Ende sich einzig und allein das Bild der Milena Mancow befand.

Sie besaß längst nicht mehr die Kraft und Energie wie noch vor wenigen Minuten. Das Alter zeichnete das Gesicht. Falten waren entstanden; die Finger zitterten und hatten sich noch stärker verfärbt. Sie wirkten derart kraftlos, als würden sie sich jeden Moment vom Saum des Umhangs lösen und stückweise zu Boden rieseln.

»Schnell, Bill, schnell! Der Austausch muß stattfinden.«

»Ja, natürlich. Aber was geschieht mit mir?« Bill hatte so etwas wie einen lichten Moment bekommen, dachte an sein eigenes Schicksal und hörte Milenas Lachen.

»Du, Bill? Du wirst dich schon opfern müssen. Du für mich, wir tauschen uns aus. Es kann nur einer von uns leben, nur einer…«

»Es ist gut. Du bekommst die Urne…«

Bill Conolly ging den zweitletzten Schritt!

***

Suko sah gerade noch rechtzeitig, wie Basil Kropec den Mund aufriß, um einen Warnschrei auszustoßen. Das hätte ihm gerade noch gefehlt. Sukos Handkante erwischte ihn wie ein Blitzstrahl. Kropec wußte nicht, wie ihm geschah. Er kippte, und Jane Collins fing ihn sicher auf. So leise wie möglich schleifte sie den Bewußtlosen in den Schatten der Wand, wo er liegenblieb.

Suko nickte ihr zu. Sie brauchten nicht mehr zu reden. Jeder wußte, was zu tun war, denn sie hatten bereits die Stimmen vernommen, die aus einem in der Nähe liegenden Schacht zu ihnen hochgeschallt waren.

Die letzten Yards legten sie auf Zehenspitzen zurück. Direkt neben dem Ziel gingen sie in die Knie und schauten über die Schachtöffnung hinweg.

Beide staunten, als sie Bill Conolly und Milena Mancow sahen.

Und sie bekamen mit, wie Milena dem Reporter die einzelnen Zusammenhänge erklärte. Da Bill sich nicht in Lebensgefahr befand, sahen sie auch keinen Grund, einzugreifen.

So wurden die beiden ebenfalls aufgeklärt und bemerkten auch, daß Bill nicht so wollte, wie Milena es sich vorgestellt hatte. Nur gab sie ihm nicht die Chance, denn sie übernahm die Kontrolle über Bills Willen und lenkte ihn wie ein Roboter.

Er wollte die Urne nehmen.

»Suko!« flüsterte Jane, »wir müssen etwas tun. Schieß oder mach irgendwas, aber warte nicht zu lange.«

Der Inspektor nickte. Er wollte die Beretta hervorholen, als ihn ein Geräusch ablenkte. Schritte näherten sich hinter ihm. Im Sitzen fuhr Suko herum, die Mündung der Waffe stach in den Stollen hinein und den Umrissen zweier Männer entgegen, die sich dem Ziel ebenfalls näherten.

»Willst du mich erschießen, Suko?« fragte ich leise.

»John, verdammt!« Er ließ die Beretta sinken.

Jane preßte ihre Hand gegen den Mund, um einen Schrei zu unterdrücken. In ihren Augen aber leuchtete die Freude.

Ich näherte mich den beiden. In drei Sätzen gab mir Suko eine halbe Erklärung. Auch Grealy hörte zu, und wir mußten uns jetzt entscheiden, wie wir vorgehen wollten.

»Schießen?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung, Suko. Ich weiß nicht, ob es so einfach sein wird.«

»Der Schacht ist mit einer fremden Magie gefüllt«, sagte Jane leise und warnend.

»Eben.« Auch ich schaute hinein und sah Milena zum erstenmal.

Das genau war sie, so etwa hatte ich sie in Erinnerung. Nur war sie damals stets angezogen gewesen.

Sie selbst drehte den Kopf nicht, hatte nur Augen für Bill. Wir konnten uns noch etwas einfallen lassen.

»Es muß uns gelingen, die Magie zu zerstören!« wisperte ich.

»Wie willst du das machen?« fragte Suko.

»Damit.« Ich zeigte ihm das Kreuz. »Das werde ich in den Schacht werfen.«

»Nicht schlecht. Wie geht es weiter?«

»Hast du die goldene Pistole mitgebracht?«

»Sicher.«

»Dann wirf sie hinterher.«

Suko schaute mich an, als hätte ich etwas Schlimmes vorgeschlagen. »Mach schon, sonst ist Bill verloren. Der ist nicht mehr sein eigener Herr. Der macht sich…«

»Okay.«

Wir umsaßen den Schacht von verschiedenen Seiten und beugten uns jetzt gemeinsam vor. Ich maß die Entfernung noch einmal nach.

Bill und Milena trennte nicht mal eine Körperlänge. Bevor die

Distanz weiter schrumpfte, warf ich das Kreuz.

Die Reaktion kam mir vor, als hätte eine Bombe eingeschlagen!

***

Es fiel von oben, es war nicht sehr schnell, aber es schaffte es tatsächlich, die starke Vampirmagie der Milena Mancow zu löschen, bevor Bill ihr die Urne überreichen konnte.

Er hörte den wilden, irren Schrei der Blutsaugerin und erlebte, daß sein Wille im selben Augenblick wieder vorhanden war. Der Reporter konnte wieder normal denken, handeln und fühlen.

Du mußt sie vernichten! Es war nur der eine Gedanke in ihm. In Windeseile liefen wieder die Ereignisse vor seinem geistigen Auge ab, die er erlebt hatte. Nicht mehr Milena führte das Kommando, sondern er und derjenige, der das Kreuz geworfen hatte, das genau zwischen ihm und Milena lag.

Es kam noch etwas.

»Bill, gib acht!«

Er schaute in die Höhe. Die Gesichter dort oben verschwammen in einer Mischung aus Taschenlampenlicht und Finsternis. Der Gegenstand, der aus der Höhe fiel, war klobig und glänzte in einem matten Gold.

Bill ließ die Urne fallen, reckte die Hände und kümmerte sich auch nicht um die Fackel, die am Boden lag und dort weiterbrannte, wobei sie das Licht zuckend verstreute. Er dachte wieder an den Anruf, als er Suko gebeten hatte, ihm die goldene Pistole mitzubringen.

Und jetzt fiel sie ihm in die Hände.

Sie war schwer, rutschte Bill trotzdem nicht aus den Fingern. Der Aufprall drückte seine Arme nach unten, aber Bill hielt die Waffe fest und riß sie hoch.

Dann schaute er auf das Kreuz.

Womit sollte er Milena vernichten?

Er hatte die Wahl. Und Bill entschied sich in der folgenden Sekunde.

Das Kreuz ließ er liegen, es war John Sinclairs Waffe. Er nahm die goldene Pistole…

***

Milena Mancow, das Wesen mit der Doppelexistenz und ungemein blutgierig, die Person, die zahlreiche Menschen ins Verderben gerissen hatte, ahnte, was auf sie zukommen würde.

Ihr Gesicht verzerrte sich vor Angst. Die Haut bekam Brüche, als sie Bill anschrie: »Tu es nicht, Bill Conolly! Denk daran, was früher war!«

Der Reporter vernahm die Bitten wohl, allein er kümmerte sich nicht darum. Milena hätte ihm gegenüber auch keine Gnade gezeigt.

Er ging zwei Schritte zurück, in ihren Augen glühte Hoffnung, die Bill enttäuschte. Er hatte sich nur auf den kantigen Altarstein gesetzt.

In dieser bequemeren Haltung zielte er gegen die Blutfrau und hielt die goldene Pistole in beiden Händen.

»Ich werde dich vernichten, Milena. Du gehörst nicht in diese Welt. Du wirst keinen Terror mehr verbreiten können, das schwöre ich dir, so wahr ich Bill Conolly heiße.«

»Neiinnn – überlege es dir! Wir beide könnten…« Er hörte sie heulen und jammern, doch er weichte nicht auf. Sein Entschluß stand fest. Nichts konnte ihn davon noch abhalten.

Noch einmal zielte er.

Milena hatte den Mund derart weit aufgerissen, daß er schon zum Maul geworden war.

Bill nickte noch einmal – ein Abschiedsgruß – dann drückte er ab.

Es gab keinen Knall. Keine Kugel verließ die goldene Waffe, dafür ein langer, ovaler, schleimiger Faden.

Das war der Anfang vom Ende!

Fast provozierend langsam bewegte sich der Schleimkörper auf das Ziel zu. Als Bill die Waffe sinken ließ, traf er die Blutsaugerin in der Körpermitte.

Bill schaute nur zu. Sein Blick war glanzlos geworden, vielleicht auch neutral. Er zeigte weder Haßgefühle, noch einen Ausdruck der Befriedigung. So schaute der Reporter zu, wie sich der Schleim in der Körpermitte der Vampirin festsetzte und dann anfing zu wandern, wobei er sehr schnell den gesamten Körper umschlossen hatte.

Er wirkte wie ein durchsichtiger Mantel, ein Oval aus widerlichem Schleim, der graugrün schimmerte und sich noch zu einem überdimensionalen durchsichtigen Ei vergrößerte.

Bill wußte, daß Milena keine Chance mehr hatte. Dieses Material, wie die goldene Pistole ebenfalls vom Planet der Magier stammend, konnte mit normalen Mitteln nicht zerstört werden. Messer, Pistolenkugeln, Granaten, Schwerter, sogar Silbergeschosse prallten ab.

Es gab nur zwei bisher bekannte Möglichkeiten, den Schleim zu vernichten.

Einmal durch John Sinclairs Kreuz und zum zweiten durch einen kleinen Pfeil, den die goldene Pistole ebenfalls verschoß. Er befand sich in einem gesonderten Magazin.

Noch hielt Bill ihn zurück. Der Todeskampf der Blutsaugerin war fürchterlich. Bill kannte dieses grausame Geschehen. Er wollte auch nicht mehr hinschauen. So sah er nur noch, bevor er den Kopf abwandte, wie Milena verzweifelt mit beiden Fäusten gegen die Innenwand drosch und sogar versuchte, sie mit ihren Vampirzähnen zu zerbeißen, was sie aber nicht schaffte. Zudem sorgte die magische Säure dafür, daß sie sich schon auflöste. Das fing mit den Füßen an, sie waren längst zu Schleim geworden, und Milena rutschte tiefer.

Bill schaute in die andere Richtung, wo die Fackel noch immer brannte und Licht sowie Schatten produzierte. »Good bye, Milena«, flüsterte der Reporter. »Good bye für immer…«

Er blieb dort wie ein alter Mann sitzen. Erst nach einer Weile drehte er sich um.

Von Milena Mancow war so, wie er sie kannte, nichts mehr zu sehen. Nur in der unteren Hälfte des Schleims schwammen in einer zähen Flüssigkeit Knochen und einige Haarfetzen, die Sekunden später ebenfalls zerstört waren.

Und noch etwas verpuffte.

Die Urne. Sie zersprang genau in dem Augenblick, als von Milena nichts mehr zurückgeblieben war.

Die einzelnen Scherben zerbröselten zu Staub – es blieb die Asche der Blutfrau.

Sie glühte auf einmal auf, gab ein rotes Leuchten ab, dann war sie verschwunden.

Bill mußte nur noch eines tun. Er zerstörte das schleimige Oval mit dem Kreuz.

Dann schaute er hoch.

»Gut gemacht, Bill!« rief Jane Collins in die Tiefe.

Der Meinung waren Suko und ich ebenfalls.

Nur Grealy dachte praktisch. »Ich hole ein Seil«, sagte er und ging weg. Kopfschüttelnd, er hatte alles gesehen, aber nichts begriffen. Irgendwie war er darüber auch froh…

***

Ein gellender Schrei tobte durch die erste Etage des Hauses. In der Gaststätte schraken die Wirtsleute und auch die Gäste zusammen.

Jeder wußte, daß Lorna geschrien hatte. Ihre Stimme kannte jeder.

Mr. Leyn jagte die Stufen hoch und stieß die Tür zum Zimmer seiner Tochter auf.

Sie hockte auf dem Bett mit hochrotem Gesicht und angezogenen Beinen. »Sie ist tot!« brüllte sie ihren Vater an. »Verdammt noch mal, sie ist tot. Verstehst du?«

»Wer ist tot?«

»Milena!«

»Na und, was regst du dich denn darüber auf?«

»Hau ab, Dad, hau ab, verdammt!« Lorna warf sich wild auf die Seite und vergrub ihr Gesicht in das Kopfkissen.

Ihr Vater schloß achselzuckend die Tür und ging dann wieder nach unten.

»Was war denn?« fragte ihn seine Frau.

»Milena ist tot.«

»Kenne ich nicht.«

Auch die anderen Gäste kannten niemand mit diesem Namen.

»Das ist bestimmt eine Katze oder ein Hund«, sagte einer der Schluckspechte schließlich. »Okay, Freunde, trinken wir auf Milena. Diese Runde geht auf mich.«

So freuten sich dann alle, daß ihnen der Tod einer Unbekannten die Gläser füllte und dem Wirt die Kasse.

Von der wahren Gefahr hatten sie nichts geahnt.

Das war auch gut so…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 556 »Milenas Opferstätte«

[2]spöttisch